

Besprechungen

Osteuropa kartiert – Mapping Eastern Europe. Hrsg. von Jörn Happel und Christophe von Werdt. (Osteuropa, Bd. 3.) Lit. Wien u.a. 2010. 364 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-643-80015-2. (€ 43,-)

In den letzten Jahren erfreuen sich Karten als Quellen zunehmender Aufmerksamkeit in der Forschung. Der *spatial turn* hat dazu geführt, dass der Raum nicht mehr nur als Ort, wo etwas stattfindet, sondern auch als soziale Konstruktion wahrgenommen wird. Auf diese Weise zeigt er auch die große Bedeutung der Manifestation von Raumvorstellungen in Karten. Ebenso wie Texte bilden sie keine objektive Wirklichkeit ab, sondern sind Produkte komplizierter Selektions- und Ordnungsprozesse und damit komplexe semiotische Gebilde. In diesem Sinne widmet sich der Band, der aus einer 2008 in Bern abgehaltenen Tagung hervorgegangen ist, der „Kartierung Osteuropas“.

In ihrem knappen Vorwort formulieren die Hrsg. etwas ungenau, es sei Ziel des Bandes, „Karten zu Osteuropa als historische Quellen zu entdecken und sie durch die jeweilige Kontextualisierung zum Gegenstand historischer Forschung werden und sprechen zu lassen“ (S. 8). Ganz davon abgesehen, dass diese „Entdeckung“ schon andere geleistet haben, ist der Anspruch also wenig ambitioniert. Leitfragen vermisst der interessierte Leser ebenso schmerzlich wie eine fundierte methodisch-theoretische Einführung oder gar ein zusammenführendes Resümee der breit gefächerten Themen und disziplinär bedingten theoretischen Arbeitsgrundlagen.

Der eine lange Zeitspanne umfassende und einen großen Raum behandelnde Band ist in vier große Abschnitte gegliedert. Sie widmen sich Raumkonstruktionen, der „Suche Europas nach seiner Ostgrenze“, ethnisch-nationalen Grenzaussetzungen und „Kartenpolitik“.

Im ersten, „Kartenpläne“ titulierten Abschnitt umreißt Frithjof Benjamin Schenk die „Neuvermessung des Russländischen Reiches im Eisenbahnzeitalter“. Er untersucht die Debatten um den Bau des Eisenbahnnetzes im Zarenreich zwischen 1830 und den späten 1860er Jahren auf die Raumbilder der beteiligten Akteure hin. Dabei zeigt er anschaulich, wie die unterschiedlichen Vorstellungen von Russland als politischer Raum, ökonomischer Raum, „nationaler Körper“ (S. 34) und strategischer Raum das Eisenbahnnetz prägten und somit physische räumliche Strukturen gestalteten. Anton Kotenko beschreibt die Entwicklung verschiedener territorialer „Ukraine-Begriffe“ hin zu einem verbreiteten Verständnis der „Ukraine“ als nationales Territorium der Ukrainer. Im letzten Beitrag des Kapitels widmet sich Jörn Happel einer Karte des deutschen Auswärtigen Amtes (AA) aus dem Ersten Weltkrieg, die für die Planung von Sabotageakten auf die Transsibirische Eisenbahn als militärische Versorgungslinie entstand. Es gelingt ihm, aus Akten des AA die Sabotageversuche an der Strecke zu schildern, somit die Entstehung der Karte inhaltlich zu kontextualisieren und zu zeigen, für welches militärstrategische Programm sie stand.

Das Kapitel „Kartengrenzen“ bezieht sich ausschließlich auf Russland. Lutz Häfner entfaltet die Entwicklung und Systematisierung der russischen Kartografie bis zur Mitte des 18. Jh. als eine Geschichte des Transfers von geografischem und kartografischem Wissen vom Westen ins Zarenreich – und umgekehrt. Anhand von Diskussionen um den Verlauf der Grenze zwischen Europa und Asien zeigt er zudem, wie „eine staturerhöhende Inklusion nach Europa durch eine Exklusion von Asien“ (S. 112) Russland in zwei Teile gliederte. Dass er dabei – anders als angekündigt – neben der Beziehungs- nicht auch noch Diskursgeschichte betrieben hat, gereicht dem Beitrag klar zum Vorteil. Wie markant eine Karte das Verständnis nicht nur von einer Region, sondern von der Welt als solcher demjenigen zum Ausdruck bringen kann, der sie zu lesen versteht, führt Christophe von Werdt anhand einer Straßburger Ptolemäus-Karte von 1522 vor. Am Beispiel der Verortung Russlands als Land des äußersten Nordens analysiert er die Kartensprache und widmet

sich dabei besonders der Verbindung von Signaturen, Bildern und Text. Auf die thematisch und methodisch unverbunden neben dem eigentlichen Beitrag stehende Skizze zur Entstehung der Sammlung *Rossica Europeana* könnte der Leser jedoch gut verzichten. Bei Annina Caveltis Vergleich zweier Russlandkarten aus dem 16. Jh. vermisst man schmerzlich eine leitende Fragestellung, die den Beitrag zu Ergebnissen geführt hätte, die über Feststellungen der Art, „dass es im Abendland des 16. Jahrhunderts offensichtlich einen Austausch solcher Werke gab“ (S. 149), hinausgingen. Kristina Küntzel-Witt zeichnet anhand der Diskussion um die Ausmaße Sibiriens und die russischen Entdeckungen im Nordpazifik im 18. Jh. Verflechtungen im geografischen Wissenstransfer zwischen dem Zarenreich und Westeuropa nach. Zugleich zeigt sie, wie sich die Angst westlicher Autoren vor der Größe Russlands auf die wissenschaftliche Debatte ausgewirkt hat.

Peter Jordans methodischer Beitrag führt knapp, aber sehr strukturiert und instruktiv in die Darstellungsweisen nationaler bzw. ethnischer Karten ein. Er weist auf die dreifache Filterung des zugrundeliegenden Datenmaterials hin und stellt die Vor- und Nachteile kartografischer Darstellungsmethoden vor. Der Beitrag bildet eine gute Grundlage für den folgenden von Franz Sz. Horváth zum ungarischen Geografen András Rónai und seinem 1945 erschienenen *Közép-Európa-Atlasz* (Mitteleuropa-Atlas), in dem er revisionistische Territorialforderungen Ungarns zu legitimieren suchte. Horváth zeigt, wie Rónai politisch motivierte, ethnolinguistische, naturräumliche und wirtschaftsgeografische Karten und Begleittexte mit hoher kartografischer Professionalität einsetzte, um zu belegen, „was für ein natürliches und gesundes Staatsgebiet bis 1918 das Karpatenbecken bildete“ (S. 197). Róbert Keményfi's Beitrag zu ethnischen Karten als Kommunikationsmittel der ungarischen „Raumwissenschaften“ schließt inhaltlich eng an. Dass der Leser am Ende des Beitrags dennoch etwas ratlos zurückbleibt, ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass Keményfi sich über Ziel und Aussageabsicht seiner wenig strukturierten Überlegungen ausschweigt. Tomasz Kamusella stellt die seit dem Aufkommen des Nationalismus einflussreiche Rolle von historischen Schulatlanten dar. Er belegt, dass dieses Genre überwiegend auf Ostmittel- und Osteuropa beschränkt ist, und stellt die These auf, der historische Schulatlas sei „an apt pedagogical answer to the difficulties involved in the imparting of national history to students in ethnic nation-states“ (S. 233).

In das Kapitel „Kartenpolitik“ führt Jörg Stadelbauer sehr kurz ein, ehe Tobias Weger detail- und kenntnisreich kartografischen Darstellungen des „deutschen Ostens“ nachgeht. Er verortet die Karten im „völkischen Metadiskurs“ (S. 263) und beobachtet Kontinuitäten von Bildern und Mythen, die vom Ende des 19. Jh. zum Teil bis in die Gegenwart reichen, etwa die Ausblendung von Mehrsprachigkeit oder Vorstellungen von „geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten“. Antje Kempe untersucht den bildhaften Charakter von Karten als „argumentative Ereignisbilder“ anhand der polnischen „wiedergewonnenen Gebiete“. Leider unterlaufen ihr dabei einige sachliche Fehler, und sie sitzt selbst einem Mythos auf, wenn sie die bereits vor 1945 zum polnischen Staat gehörenden Gebiete in Gegensatz zu den „wiedergewonnenen Gebieten“ als „Mutterland“¹ bezeichnet (S. 268). Dennoch sind ihre Bildinterpretationen und deren Einordnung in Propaganda und diskursiven Aneignungsprozess instruktiv. Christian Lotz untersucht, klar strukturiert, Konzeption und Wandel kartografischer Selbstdarstellungen von Polen, der DDR und der Bundesrepublik auf dem Feld staatlicher kultureller Außenpolitik anhand internationaler Messen der 1950er und 1960er Jahre. Er skizziert die Auseinandersetzungen, die bundes-

¹ Zygmunt Wojciechowski vertrat als Teil des polnischen „Westgedankens“ die Theorie der „Mutterländer“ (*ziemie macierzyste*), zu denen eben gerade die „urpolnischen“ Gebiete bis an die Oder gehörten, siehe ROBERT BRIER: Der polnische „Westgedanke“ nach dem Zweiten Weltkrieg 1944-1950 (Digitale Osteuropa-Bibliothek: Geschichte, 3), URL: <http://epub.ub.uni-muenchen.de/546/1/brier-westgedanke.pdf> (27.07.2012), S. 48 ff.

deutsche Tourismuskarten, die Deutschland mit der Ostgrenze von 1937 zeigten, zwischen der BRD und Polen hervorriefen, und zeigt, wie die Behörden zwischen dem Anspruch der Bundesregierung auf Grenzrevision und der Notwendigkeit, die Werbematerialien auf internationalen Druck hin zu überarbeiten, ihre Kartensprache bis hin zum letztendlichen Verzicht auf die Darstellung der Grenze von 1937 anpassen mussten. Zugleich legt er dar, wie polnisches Werbematerial die „wiedergewonnenen Gebiete“ als polnisch markierte. Zum Abschluss verdeutlicht der Literaturwissenschaftler Daniel Henseler, wie der Dichter Adam Zagajewski in seinem 2003 erschienen Gedichtband *Powrót* (Rückkehr) durch die „räumliche Vergegenwärtigung“ (S. 311) von konkreten Orten in Krakau sich die Stadt nach seinem 20-jährigen Exil wiederaneignet. Nur die Aufnahme dieses Beitrags rechtfertigt im Grunde, den stark historiografisch geprägten Sammelband als interdisziplinär zu bezeichnen. Umso schmerzlicher bedauert der Leser die Sonderstellung (oder Absonderung?) des Beitrags in einem eigenen Kapitel „Kartenpoesie“.

So bleibt der Eindruck zurück, mit einzelnen anregenden, aber recht unverbunden nebeneinander stehenden Fallstudien konfrontiert zu sein. Die Einleitung hätte mit historiografischen wie auch geo- und kartografischen theoretischen Überlegungen die Beiträge fundieren und kontextualisieren müssen. Ausgerechnet die beiden Beiträge von Jordan und Stadelbauer, die diesen Mangel am ehesten ausgleichen könnten, sind äußerst kurz gehalten. Vor diesem Hintergrund sowie angesichts uneinheitlicher Namensschreibungen, inhaltlicher Redundanzen oder der Unzahl von Rechtschreibfehlern hätte man dem Band eine gründlichere Herausgeberschaft gewünscht. Für mangelhafte Orthografie und stilistische Grausamkeiten wie „Abschließen tut den Sammelband ...“ (S. 9) muss jedoch vor allem dem Lit-Verlag ein schlechtes Zeugnis ausgestellt werden, der ein Lektorat offenbar für überflüssig hält. Der Band enthält ein umfassendes Literaturverzeichnis und einen guten Anhang mit farbigen Kartenreproduktionen.

Berlin – Marburg

Alexandra Schweiger

Jiří Kejř: Die mittelalterlichen Städte in den böhmischen Ländern. Gründung – Verfassung – Entwicklung. (Städteforschung. Reihe A: Darstellungen, Bd. 78.) Böhlau. Köln u.a. 2010. XIII, 450 S. ISBN 978-3-412-20448-8. (€ 57,90.)

Rechtstadtgründungen im mittelalterlichen Polen. Hrsg. von Eduard Mühle. (Städteforschung. Reihe A: Darstellungen, Bd. 81.) Böhlau. Köln u.a. 2011. VI, 395 S., 31 graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-412-20693-2. (€ 39,90.)

Forschungen zur Städtegeschichte füllen inzwischen unzählige Regalmeter in den Bibliotheken, und nicht wenige davon sind Fragen der Genese und Entwicklung der Stadt im mittelalterlichen Europa gewidmet: Problemkomplexen, die trotz aller Erkenntnisfortschritte immer noch genügend Stoff für weitere Untersuchungen bieten. Dass sich diese am ehesten und erfolgversprechendsten in vergleichender Betrachtung verfolgen und erschließen lassen, ist natürlich keine neue Erkenntnis, und so leistet das international angesehene Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster mit seinen Projekten und Veröffentlichungen seit Jahrzehnten einen wichtigen Beitrag zur Vermittlung und Verbreitung einschlägiger Forschungsergebnisse. Es ist daher zweifellos sehr zu begrüßen, dass mit den beiden hier anzuzeigenden Bänden zum einen ein zentrales, zusammenfassendes Werk eines tschechischen Wissenschaftlers und zum anderen weiterführende Aufsätze polnischer Autoren nunmehr in deutscher Übersetzung vorliegen, hätte doch sonst zum Schaden für den internationalen Diskurs die Gefahr bestanden, dass jene aus sprachlichen Gründen außer von konnationalen Wissenschaftskreisen nur von einer sehr kleinen Expertengruppe hätten rezipiert werden können.

Augenfällig wird dieses Dilemma an der Aufnahme der tschechischen Originalfassung des inhaltsreichen Bandes des Rechtshistorikers Jiří Kejř, die schon 1998 erschienen ist.¹ In Tschechien eingehend diskutiert, wurde sie in Deutschland kaum wahrgenommen, und selbst in dem sprachlich ja nächststehenden Polen scheint sie nur recht vereinzelt zur Kenntnis genommen worden zu sein. Dabei hat der ehemals in Olmütz, Brünn und Prag lehrende renommierte Mediävist durchaus Wichtiges und Bedenkenswertes für die Stadtgeschichtsforschung auch in diesen Ländern zu sagen. In gewissenhaft abwägender, niemals pauschalisierender Weise untersucht er eingehend die für eine Stadt konstitutiven Institutionen und Prozesse und setzt sich tieferschürfend mit den Begrifflichkeiten auseinander. Völlig zu Recht sieht er in den Städten ein „kompliziertes Phänomen“ (S. 8) und warnt vor der „Gefahr des Schematismus“ auf der einen wie auch vor der Auflösung der „allgemeine[n] Geschichte der Städte in die Summe von einzelnen Geschichten von Städten“ (S. 11) auf der anderen Seite. Dass er mit seiner Darstellung keineswegs ein vollständiges Bild darbieten will, sondern dass es ihm um die Entstehung der „institutionellen Stadt“ (diese Bezeichnung bevorzugt K. vor anderen Stadtbegriffen wie beispielsweise auch „Rechtstadt“) und deren Verfassung geht und er sich daher im Wesentlichen auf die Entwicklung im 13. Jh. konzentriert, wird leider – anders als beim Original – bei der Titelgebung der deutschen Übersetzung nicht deutlich, die somit falsche Erwartungen wecken könnte.

In einem umfangreichen Einleitungskapitel umreißt der Autor seinen Untersuchungsgegenstand und widmet sich sowohl Aspekten der Entwicklung der Stadtgeschichtsforschung allgemein als auch einzelnen Kriterien der rechtshistorischen Begriffsdefinitionen und Organisationsformen. Nach einem darauf folgenden kompakten Überblick über die möglichen Formen des Vorkommens von Städten in Urkunden aus der Přemyslidenzeit wird die urkundliche Terminologie in Bezug auf die städtischen Siedlungen und die sie bewohnenden Personen eingehend untersucht. Es folgen – stets in engem Bezug zu den Quellen, aber auch in vergleichender Sicht zu den Entwicklungen und Gegebenheiten vornehmlich in deutschen Städten – Kapitel zum Gründungsakt, den dabei eingebundenen Personen und rechtlichen Konsequenzen, zum Stadtrecht als Zuständigkeitsbereich städtischer Organe, zu Fragen der organisatorisch-rechtlichen Bedingungen für die Absicherung wirtschaftlicher Prosperität, zu den Beziehungen von Stadt und Markt sowie zu den Aspekten des Marktrechts, zur Stadtverwaltung, zum städtischen Gericht, zur Rolle der Betselordnen in der städtischen Gemeinschaft sowie abschließend zum Bürgertum als Träger des städtischen Lebens und dessen Gliederung einschließlich eines Blickes auf andere Stadtbewohner.

Mit unzähligen Quellenbelegen arbeitet K. als unerlässliche konstitutive Grundelemente für die „institutionelle Stadt“ die Merkmale Stadtfreiheit, -frieden, -recht und -verfassung auf korporativer Grundlage heraus, und er lässt keinen Zweifel daran, dass all dies „das Ergebnis der Rezeption von Institutionen aus den benachbarten Ländern“ (S. 409) sei, wenngleich diese Übernahme in Einzelbereichen gewisse Adaptationen erfahren habe. Er ist sich dabei durchaus bewusst, dass er als Rechtshistoriker, wenngleich zweifelsfrei mit einem interdisziplinären Forschungsansatz, der auch die Nachbarfächer bis hin zur Mittelalterarchäologie mit einbezieht, sich damit in einen gewissen Gegensatz setzt zu Teilen der tschechischen Stadtgeschichtsforschung, denen eine in gleichem Maße komplexe vergleichende Sichtweise abgeht. Aus diesem Grunde wäre es gerade für deutsche Leser von Interesse gewesen zu erfahren, wie das Werk innerhalb der Fachwelt in Tschechien aufgenommen worden ist. Leider hat man die Chance zu einem derartigen Nachwort nicht ergriffen, was man freilich dem zum Zeitpunkt des Erscheinens dieser Übersetzung bereits neunzigjährigen Vf. am wenigsten vorwerfen kann.

¹ JIŘÍ KEJŘ: Vznik městského zřízení v českých zemích [Die Entstehung der Stadtverfassung in den böhmischen Ländern], Praha 1998.

Der geradezu als revolutionärer Prozess zu bezeichnende hochmittelalterliche Landesausbau und in dessen Rahmen die Entstehung der Städte – K. spricht in diesem Zusammenhang von einem „historischen Umsturz“ (S. 410) – erreichten im 13. Jh. neben den böhmischen Ländern auch die polnischen Territorien, und es lassen sich dabei durchaus ähnliche Szenarien beobachten, und zwar sowohl in den realen historischen Entwicklungen als auch in den darüber geführten Forschungsdiskussionen. Wohl gehört die langdauernde Kontroverse zwischen deutschen Vertretern der Kolonisations- und polnischen Verfechtern der Evolutionstheorie in Bezug auf den Beginn des Städtewesens in Polen inzwischen der Vergangenheit an, aber der Forschungsgegenstand selbst steht weiterhin im Blickpunkt des Interesses, auch wenn die Facetten der Beobachtung erweitert worden sind. Eduard Mühle hat es unternommen, „die allgemeine Stadtgeschichtsforschung [...] mit der jüngeren polnischen Diskussion über die Voraussetzungen, Anfänge und Ausgestaltung der kommunalen Rechtsstadt im mittelalterlichen Polen näher bekannt zu machen“ (S. 4). Dazu hat er 16 Aufsätze – vier in den Jahren 1994/95 und zwölf im Zeitraum 2002-2008 erschienen – von Historikern, Archäologen, Architektur- und Kunsthistorikern ausgesucht und ins Deutsche übersetzen lassen sowie mit einer kompakten, die Grundlinien exakt umreißen Einleitung versehen. Auch wenn diese Auswahl notwendigerweise subjektiv sein musste und auch teilweise andere Schwerpunktsetzungen denkbar gewesen wären, erfüllt der Band doch weitestgehend die in ihn gesetzten Erwartungen.

In den beiden einleitenden Beiträgen von Sławomir Gawałtas, die nahezu ein Viertel des gesamten Bandes umfassen, werden gewissermaßen die Voraussetzungen und der wirtschaftlich-soziale Hintergrund der „Lokationswende“ in den Piastenländern dargelegt und im allgemeinen mitteleuropäischen Kontext verortet. Steht dabei die „Kolonisation als Instrument fürstlicher Territorialherrschaft“ (S. 13) im Mittelpunkt seiner weit ausholenden Überlegungen zum Interesse der Fürstenherrschaft an einem umfassenden Modernisierungsschub im Zusammenhang der allgemeinen Entwicklung der Geld- und Warenwirtschaft, so beschäftigt sich Marek Słom mit der Rolle eines weiteren wichtigen Partners im Stadtgründungsprozess, nämlich der Kirche; am Beispiel der relativ gut erforschten Stiftungsprogramme in Breslau, Krakau und Posen vermag er deutlich zu machen, dass „die Errichtung neuer kirchlicher Einrichtungen ein integraler Bestandteil der sich vollziehenden städtischen Transformationen war“ (S. 125). Die folgenden Aufsätze sind jeweils konkreten Fallbeispielen und speziellen Fragen gewidmet. So beleuchten mit Jerzy Rozpędowski, Jerzy Piekalski und Mateusz Goliński je ein Architekturhistoriker, ein Mittelalterarchäologe und ein Allgemeinhistoriker verschiedene Probleme im Zusammenhang mit der Lokation des schlesischen Hauptzentrums Breslau, wobei sie besonders intensiv die Entwicklung des Stadtraums betrachten. Stanisław Rosik erörtert Genese und Funktion der jeweils als „Neustadt“ bezeichneten Vorstädte von Breslau, Glogau und Schweidnitz und plädiert gegenüber allzu schematischen Einordnungen wie „Konkurrenzgründung“ auf der einen oder „Filiarsiedlung“ auf der anderen Seite für eine intensive Quellenanalyse in jedem Einzelfall. Welche Schwierigkeiten sich bei der zeitlichen Zuordnung eines Lokationsprozesses ergeben können, wenn die Echtheit zentraler einschlägiger Urkunden umstritten ist und gleichzeitig archäologische Forschungen weitgehend fehlen, zeigen Goliński und Rościszlaw Żerelik am Beispiel der schlesischen Fürstentumshauptstadt Liegnitz. Auch wenn die piastischen Landesherren zu einem ganz erheblichen Teil erfolgreich eine Monopolisierung des Urbanisierungsprozesses in ihrer Hand anstrebten, gab es doch auch immer wieder konkurrierende Bemühungen von Seiten kirchlicher oder hochadliger Grundherren; Tomasz Jurek verfolgt derartige Vorhaben der reich begüterten Herren von Pogarell und legt die Mechanismen dar, mit deren Hilfe es den schlesischen Fürsten gelungen ist, Privatstädte wie Grottkau, Prieborn und Löwen entweder in landesherrliches Eigentum zu überführen oder ihre Entwicklung nachhaltig zu hindern.

Es verwundert kaum, dass alle diese Beispiele sich auf Schlesien beziehen, spielte diese Region doch in der hochmittelalterlichen Stadtgründungsphase sowohl in Bezug auf die chronologische Abfolge als auch in Hinblick auf die Quantität eine Vorreiterrolle inner-

halb der Piastenländer; die groß- und kleinpolnischen sowie erst recht die masowischen und kujawischen Gebiete folgten mit deutlichem Abstand und nahmen im Spätmittelalter zumindest partiell eine andere Entwicklung. Bei der Gründung der Rechtsstädte im 13. Jh. zeigten sich jedoch durchaus vergleichbare Probleme und Prozesse, wie ebenfalls Jurek für Posen und Jerzy Wyrozumski für Krakau darlegen, wobei sie herausstellen, dass die Übernahme oder Geltung deutschen Rechts für eine Siedlung nicht notwendigerweise mit „Lokation“ gleichzusetzen sei. Spielt in diesen Untersuchungen die Analyse und Interpretation der urkundlichen Quellen die zentrale Rolle, so beschreitet der Kunsthistoriker Bogusław Krasnowolski einen ganz anderen Weg, indem er sich mit der urbanistischen Anlage der Städte in Kleinpolen und deren Planung auseinandersetzt; in deren regelmäßigen geometrischen Proportionen sieht er eine Verwirklichung des ästhetischen Empfindens des mittelalterlichen Menschen, der „in der Ordnung und Einordnung eine Widerspiegelung göttlichen Rechts erblickte“ (S. 321). Eine Art knappes Resümee für die Entwicklung der Städtelandschaft in allen polnischen Teilfürstentümern – und einschließlich Pommerellens – während des 13. Jh. zieht Roman Czaja; insbesondere wirft er dabei einen Blick auf die Versuche eigenständiger politischer Aktivitäten des Bürgertums und auf den zunehmenden Ausbau der städtischen Selbstverwaltungsstrukturen, ein Bereich, dem Henryk Samsonowicz eine weitere spezielle Untersuchung widmet. Mit dem Ausgreifen des Königreichs Polen nach Südosten und Osten unter Kasimir dem Großen um die Mitte des 14. Jh. bot sich zum einen die Möglichkeit, erfolgreiche Modelle der herrscherlichen Urbanisierungspolitik in die neu eroberten Territorien zu übertragen, zum anderen aber sah man sich auch vor die Notwendigkeit gestellt, vorhandene Strukturen zu adaptieren und zu modernisieren; welche Probleme sich dabei in Ruthenien, das zudem einem anderen Kulturkreis angehörte, auftaten und welche Lösungsansätze verfolgt wurden, untersucht Andrzej Janeczek in zwei Beiträgen.

Beide Bände machen deutlich, wie lebendig die Stadtgeschichtsforschung bei unseren östlichen Nachbarn ist, und sie zeigen gleichzeitig, wie anregend und förderlich dabei die Auseinandersetzung mit der Forschung im Westen, zumal in Deutschland, gewesen ist und wohl auch weiter sein wird. Dass dies nunmehr auch in die andere Richtung leichter möglich sein sollte, dazu scheinen die beiden hier vorgestellten Werke bestens geeignet zu sein.

Weimar-Wolfshausen

Winfried Irgang

Andreas Rüther: Region und Identität. Schlesien und das Reich im späten Mittelalter. (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte, Bd. 20.) Böhlau. Köln u.a. 2010. IX, 346 S. ISBN 978-3-412-20612-3. (€ 44,-)

Mit „Region“ und „Identität“ hat der Mediävist Andreas Rüther zwei Fragestellungen für seine 2005 an der Universität Gießen angenommene und nun in einer aktualisierten Version erschienenen Habilitationsschrift gewählt, die für die historische Forschung schwierig zu fassen und operationalisierbar zu machen sind. Der Gegenstand, an dem er die mit den beiden Begriffen umschriebenen Forschungskonzepte erprobt, ist dementsprechend mit Bedacht ausgesucht: das spätmittelalterliche Schlesien. Während des Untersuchungszeitraums (ca. 1350 bis ca. 1500) stellte dieses ein Konglomerat strukturell und verfassungsrechtlich höchst heterogener Fürstentümer dar, mit denen sich der Vf. seit Jahren intensiv befasst. Wie und warum diese Einzelterritorien im Verständnis sowohl ihrer Einwohner als auch der Außenwelt die Region Schlesien bildeten, versucht R. mit einem viergliedrigen Untersuchungsschema herauszuarbeiten, das die Makroebene der Verfassungsgeschichte mit der Mikroebene der Siedlungsgeschichte verbinden soll. Dabei stehen die Bewohner Schlesiens und ihre Vorstellung vom Raum im Mittelpunkt, wobei der Vf. trotz seiner Frage nach der schlesischen Bindung an das Reich in prononcierter Abgrenzung zur älteren Forschung auf jeden Versuch einer nationalen Kategorisierung verzichtet.

In einem ersten Teil werden die drei klassischen sozialen „Felder“ skizziert, in denen nicht nur in Schlesien Identitäten verhandelt und ausgeformt wurden: Kirche, Adel und Stadt. Im zweiten Teil analysiert R. „Verbindungen“ sowohl innerhalb dieser Felder als auch mit deren außerschlesischer Umwelt, z.B. anhand von innerstädtischen Konflikten, Mustern des Universitätsbesuchs oder der Karriere von Schlesiern am Hof der Landesherren. Das Schwergewicht im folgenden dritten Teil „Ausrichtungen“ liegt auf den Außenbeziehungen, vor allem zum Gnesener Erzbistum und zum Königreich Böhmen. Da jedoch Schlesien gerade auch von innen heraus entstand, gehört zu den „Ausrichtungen“ auch ein Unterkapitel „Behauptungshandeln und Landeswerdung“, das versucht, die tragende Rolle landesherrlicher Amtsträger, besonders aber der Stände, bei der Konstituierung des Landes fassbar zu machen. Der vierte Teil „Vorstellungen“ thematisiert Innen- und Außenbilder und deren eigenständige bzw. bewusst geförderte Formierung z.B. im Hedwigskult. Einzelne Bausteine, wie der schrittweise Übergang der Fürstentümer an Böhmen oder die durch Böhmen vermittelte verfassungsrechtliche Stellung Schlesiens zum Reich, kehren dabei ebenso wie einige prominente Persönlichkeiten mehrfach wieder, um aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet zu werden. Eine ausführliche Zusammenfassung in deutscher und polnischer Sprache bündelt schließlich in konzentrierter Form die Ergebnisse. Das Buch schließt mit einem knappen Abbildungsteil, der Zusammenstellung der benutzten Archive, dem eindrucksvollen Literaturverzeichnis (S. 247-333) sowie Personen- und Ortsregistern.

Die multiplen Zugänge des Vf.s ermöglichen die Identifizierung wichtiger Bausteine für ein Verständnis spätmittelalterlicher Regionsbildung. Erwähnung verdienen etwa die von R. herausgearbeitete Tatsache der Konstituierung der Region weniger vom flächigen Raum als von Handlungsmittelpunkten her, seine Würdigung der Rolle der Breslauer Bischöfe oder auch die Relativierung der Bedeutung dynastischer Heiratspolitik für die Landeswerdung. Unter den Einzelergebnissen hervorzuheben ist z.B. die Analyse der Instrumentalisierung der Hedwigsverehrung durch Ludwig I. von Liegnitz-Brieg im dynastischen Wettbewerb mit Karl IV. Weniger zu überraschen vermag die wiederholte Feststellung, dass Krisen und äußere Bedrohungen, insbesondere die Auseinandersetzung mit den Hussiten, für die Herausbildung eines Zusammengehörigkeitsgefühls wichtig waren.

Facettenreich werden daneben auch die Hemmnisse herausgearbeitet, die der Ausbildung einer gesamtschlesischen Identität am Ende des Mittelalters eigentlich im Weg standen: die naturräumliche Uneindeutigkeit der Grenzen, das beständige Fehlen eines Zentrums höchsten Ranges innerhalb des Landes, die Zersplitterung der Fürstentümer, die Ausrichtung des kirchlichen Netzes auf widersprüchliche Pole, vor allem durch die nie gelöste Zugehörigkeit zu Gnesen, sowie speziell das dauerhafte Gefälle zwischen einem eher auf das Reich orientierten, städtischen Nieder- und einem ruralen, polnisch orientierten Oberschlesien.

Diese Tatsachen lassen sich zweifellos einfacher festmachen und beschreiben als die gegenläufigen Entwicklungen, die das weit weniger konkret zu fassende Ergebnis einer über den einzelnen Anlassfall hinaus stabilen Landesidentität zeitigten. Affirmative Behauptungen ersetzen dennoch mitunter eine detailliertere, mit Belegen unterfütterte Argumentation (siehe etwa S. 94 und 145-151 zur angeblichen Einflussnahme Annas von Schweidnitz auf die Reichsregierung und der durch ihren kaiserlichen Status mutmaßlich gesteigerten europäischen Bedeutung ihres Heimatlandes). Werden Quellen zitiert, erfolgt die Auswertung derselben zudem des Öfteren nicht ausdrücklich, sondern es wird in eher allgemeiner Form auf die Literatur verwiesen (siehe z.B. die eingestreuten Zitate S. 140, für die lediglich verfassungsgeschichtliche Titel genannt werden). Die zitierte Literatur erscheint mitunter etwas beliebig ausgewählt (vgl. z.B. S. 165 zum karolinischen Konzept der Böhmisches Krone mit Anm. 38, in der sich Arbeiten zur schlesischen Verfassung des 17. und 18. Jh. finden). Es verlangt dem Leser daher einiges an Arbeit ab, will er R.s Interpretation nachvollziehen. Diese Abstraktion ist wohl der ambitionierten Anlage der Arbeit geschuldet, die dezidiert das „große Ganze“ sichtbar machen möchte (S. 17, 20 f., 122).

Bei den Details ist dennoch zum Teil eine gewisse Vorsicht angebracht (vgl. etwa S. 157 f. zum Breslauer Tag von 1420). Die Lesbarkeit des Buches leidet des Weiteren ein wenig unter einigen durch die Methode bedingten Redundanzen. Vielleicht hätte ein verstärktes Arbeiten mit Querverweisen dem abhelfen können.

Obwohl inhaltlich nicht alles an Systematik und Stringenz eingelöst wird, was der elegante und sehr einnehmende äußere Aufbau verspricht, zeigt die zu besprechende Monografie überzeugend die besondere Eignung Schlesiens für die Untersuchung der Prozesse spätmittelalterlicher Landeswerdung auf. Sie bietet einen anregenden Versuch, der vielleicht mehr Fragen aufwirft als anhand der Quellen tatsächlich beantwortet werden können. Dessen ist sich auch der Vf. bewusst, vgl. etwa die auf S. 208 formulierten Zweifel, ob die Uneindeutigkeit der Zugehörigkeit überhaupt ein Problem für die Betroffenen darstellte. Möglicherweise könnte in Zukunft eine systematischere Einbindung der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte (abseits der stellenweise rein taxativen Aufzählung von Daten und Fakten, vgl. z.B. S. 42-49) zusammen mit den interessanten Einsichten, die R. aus narrativen und kunsthistorischen Quellen gewinnt, zu noch besser greifbaren und abgesicherten Interpretationen und Ergebnissen führen.

Insgesamt bietet die Arbeit einerseits der Landesgeschichte katalogartige Zusammenstellungen von Daten und Literatur zu den einzelnen vom Vf. definierten Feldern. Andererseits liefert sie mit ihrer von nationalen Zuordnungen befreiten, vielschichtigen Problematikisierung des „soziale[n] Konstrukt[es] ‚Land‘“ (S. 218) Anregungen über die Schlesien-Forschung hinaus. Man darf daher gespannt auf weitere Arbeiten sein, die hoffentlich auch bald den von R. immer wieder angeregten, potenziell produktiven Vergleich Schlesiens mit anderen Grenzregionen wie Flandern/Burgund, Tirol/Trient oder Holstein/Schleswig durchführen werden.

Wien

Alexandra Kaar

Ritualisierung politischer Willensbildung. Polen und Deutschland im hohen und späten Mittelalter. Hrsg. von Wojciech Fałkowski, Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 24.) Harrassowitz. Wiesbaden 2010. XII, 275 S., 4 Kt., 6 Ill. ISBN 978-3-447-06389-0. (€ 42,-.)

Der anspruchsvolle Band enthält das Ergebnis einer 2008 in Speyer abgehaltenen Tagung deutscher und polnischer Mediävisten über politische Willensbildung und damit zusammenhängende „Ritualisierungen“ im weitesten Sinn. Neben einer empfehlenswerten einführenden Übersicht von Klaus Ziemer über Polens Selbstverständnis aus seiner Geschichte finden sich dort dreizehn Beiträge zu den Themenbereichen Königsherrschaft, fürstliche Herrschaft, Gelehrte und Universitäten, Städte sowie Kirche und Orden.

Gerd Althoffs Beitrag „Kommunikation des Königs mit den Fürsten“ könnte als Lektüre bei der Ausbildung von angehenden Diplomaten empfohlen werden, denn es finden sich darin allgemeine Muster, die auch heute noch ihre Gültigkeit haben. Anhand von Beispielen werden informelle sowie formalisierte oder ritualisierte Formen der politischen Willensbildung aufgezeigt. Ritualisierte Verhaltensweisen gehörten zu den ungeschriebenen Spielregeln der Politik. So wurde in kontroversen Situationen allen Beteiligten die Möglichkeit gegeben, das Gesicht zu wahren. Fragen nach Stereotypen und der öffentlichen Manifestation bei der politischen Willensbildung wird ebenfalls nachgegangen. Martin Kintzinger bezieht sich in seinem Beitrag auf zwei wichtige Texte, die in Frankreich die Thronerhebung des Königs mit dem Anspruch traditioneller Legitimation und normativer Geltung beschreiben: die Goldene Bulle von 1356, die die Wahlordnung des deutschen Reichs schriftlich festlegte, und *Le Livre du Sacre* von 1365, der die sakrale Ordnung der Erbmonarchie in Frankreich beschrieb. Als Illustration dienen jeweils zwei Farbbilder. Es wird der grundlegende Unterschied zwischen Wahl- und Erbmonarchie aufgezeigt und auf die ritualisierten Krönungszeremonien eingegangen.

Antoni Barciał untersucht „Tage und Debatten im Beisein des Herzogs in Polen“. Die zwei Formen des Treffens des Herrschers mit seinen Untertanen waren die Volksversammlung und das Treffen mit seinen Nächsten, die in der Regel auch den Herzogsrat bildeten. Bedeutungsvoll war dabei beispielsweise die Symbolik der Mitte. Die sitzende Haltung war die des Herrschers oder Richters, die stehende die der Bitte und der Hingabe. Zbigniew Dalewski analysiert anhand einer in der Chronik von Vinzenz Kadłubek (um 1200) geschilderten Episode den Unterschied zwischen Erbprinzip und Senioratsprinzip. Dabei gelingt ihm auch eine aufschlussreiche Umdeutung des Quellenwerts der Darstellung in der Chronik. Er beschreibt die liturgischen zeremoniellen Handlungen nach dem Vorbild der Königsweihe und geht auf die Herrschaftsinsignien (Lanze, Schwert, Helm, Krone) ein. Tomasz Jurek behandelt die soziale Kommunikation zwischen Landesherrn und Gesellschaft in Polen im 13. Jh. mit Konzentration auf das ländliche Milieu und geht auf die Techniken und Prozeduren des Nachrichtentransfers zwischen Obrigkeit und Untertanen unter Berücksichtigung der begleitenden Ritualhandlungen ein. Das wichtigste Gerichtsforum war das Kolloquium, zu dem mündlich oder schriftlich vorgeladen wurde. So existierten zwei gleichberechtigte Systeme der Vorladung nebeneinander. Durch die zunehmende Bedeutung der schriftlichen Kommunikation wuchs auch der Einfluss der königlichen Kanzlei als wichtigster Vermittlerin zwischen König und Gesellschaft. Gerald Schwedler untersucht die Inszenierung des Reichs anhand der Grabplatte des Erzbischofs Peter von Aspelt im Mainzer Dom. Die eingehende Analyse führt zu der Schlussfolgerung, dass hier die Mainzer Interpretation des Reichsgefüges dargestellt ist. Das Grabdenkmal zeugt von dem Dualismus Köln-Mainz. Die Bedeutung der Fürstenversammlung in Rhense 1338 und der Kurvereine wird hervorgehoben, denn die Kurfürsten stellten sich zwischen König und Papst und beschränkten mit der juristischen Trennung von deutschem Königtum und universalem Kaisertum einen Mittelweg.

Robert Gramsch nimmt als Ausgangspunkt seines Beitrags über Mechanismen und Rituale der Macht an der spätmittelalterlichen Universität ein Ereignis, das sich 1454 an der Universität Pavia abgespielt hat. Es handelte sich um einen akademischen Machtkampf, in dem es um brisante Rangproblematik, *honor* und Statusdenken ging. Er geht auf die eigenständigen Strukturen und die Unterschiede zwischen deutschen und italienischen Universitäten ein und fordert die künftige Forschung dazu auf, mehr als bisher die Geschichte der kleinen, aber inner- und außerhalb der Sphäre der Universität sehr aktiv agierenden sozialen Gruppen zu untersuchen. Krzysztof Ożóg beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit der Krakauer Universität und ihrer Teilnahme am öffentlichen Leben. Diese hervorragende Hochschule, die im Jahr 1400 von König Władysław II. Jagiełło erneuert worden war, hatte u.a. die Aufgabe, die Position des polnischen Staates innerhalb der christlichen Welt zu stärken. Bedeutende Gelehrte wie Paulus Wladimiri und Stanislaus von Skalmierz beteiligten sich an dieser Mission. Als Jagiełło 1432 ein Bündnis mit den Husiten gegen den Deutschen Orden in Preußen einging, wurde er von der Universität und namentlich von deren Kanzler Zbigniew Oleśnicki scharf kritisiert. Die Haltung der Universität war konziliaristisch und sie war auf den Konzilien in Pisa, Konstanz und Basel gut vertreten.

Henryk Samsonowicz stellt die Frage „Wer herrschte über die Stadt im Spätmittelalter?“, wobei er das Augenmerk auf polnische Städte mit Selbstverwaltung richtet. Er erläutert die Funktion der drei Verwaltungsebenen Schultheiß, Schöffentuhl und Stadtrat und geht auf unterschiedliche Verfahren zur Einberufung der Stadtbehörden ein. Dabei beleuchtet er verschiedene soziale, ethnische und rechtliche Fragen. Peter Schuster behandelt Rituale und Willensbildung bei kommunalen Versammlungen“ in vier Unterthemen „Der Rat als Herrschaft“, „Der Rat und seine Bürger“, „Die Gemeinde als politisches Korrelat“ sowie „Genossenschaft und Herrschaft“ und stellt abschließend fest, dass die Gemeinde trotz des zunehmenden Erstarkens herrschaftlicher Strukturen auch über das Spätmittelalter hinaus als Träger eines gegen den Rat gerichteten politischen Willens präsent blieb, wenn auch mit Einschränkungen wegen des Fehlens eines ideologischen Über-

baus. Eine dauerhafte Institutionalisierung bürgerlicher Partizipation seitens der Gemeinde konnte nicht artikuliert werden, weil es an Macht und an politischer Theorie fehlte.

Andrzej Radziński analysiert eine Reihe von Fragestellungen mit Bezug auf das spätmittelalterliche Polen. Es geht dabei um ausgewählte Beziehungen zwischen der königlichen und herzoglichen Herrschaft und kirchlichen Gemeinschaften, wie Dom- und Kollegiatkapiteln. Als zentrale Gestalt erweist sich hierbei Władysław II. Jagiełło. Während er im Falle der Domkapitel als Stifter-König gelten kann, war seine Rolle bei der Stiftung von Kollegiatkapiteln bescheiden. Aufschlussreich ist die Feststellung, dass die Treffen polnischer Herrscher mit den Domkapiteln nicht nur liturgische, sondern auch ausgesprochen finanzielle Ziele verfolgten. Jörg Sonntag richtet anhand ausgewählter westeuropäischer Beispiele der Mikroebene „Kloster“ und der Makroebene „Orden“ sein Augenmerk auf das theoretische Spannungsfeld zwischen den zwei Extrempolen „Transzendenz“ und „Immanenz“. Während die Benediktiner des 11. Jh. die Legitimität der Entscheidungsfindung mittels ritueller Rahmungen durch verschiedene Transzendierungsprozesse bezogen, geschah dies im Fall der Dominikaner des frühen 13. Jh. gerade durch Enttranszendierung und Legalisierung. Ziel blieb es stets, Frieden wie im Paradies zu schaffen. Thomas Wunsch weist in seinem Beitrag zu Partikularsynoden als Instrumente der politischen Willensbildung darauf hin, dass die Verfassungsstruktur Polens asymmetrisch erscheint, denn zu den reinen Adelsversammlungen der Landtage fehlte ein Pendant auf Seiten des Klerus, wo dieser intern seine politische Linie hätte finden können. Seiner These nach haben die Provinzial- und (eingeschränkt) Nationalsynoden diese Lücke gefüllt, denn sie ergaben einen institutionellen Rahmen, wie er durch eine Gegenüberstellung von Adels- und Kirchenversammlungen nachweist.

Die Beiträge dieses inhaltsreichen und willkommenen Tagungsbandes ergeben ein facettenreiches Bild über Rituale, Willensbildung und Entscheidungsprozesse in Polen und dem Reich und zeugen zugleich vom guten Zusammenwirken polnischer und deutscher Forschung. Um dem Ganzen einen fest strukturierten Rahmen zu geben, hat der Mithrsg. Stefan Weinfurter eine nützliche Zusammenfassung geschrieben, in der einige der Aspekte, die für diese Thematik von besonderer Bedeutung sind, nochmals hervorgehoben werden.

Berlin

Sven Ekdahl

Schulstiftungen und Studienfinanzierung. Bildungsmäzenatentum in den böhmischen, österreichischen und ungarischen Ländern, 1500-1800. Hrsg. von Joachim Bahlcke und Thomas Winkelbauer. (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Band 58.) Böhlau – Oldenbourg. Wien u.a. 2011. 406 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-205-78446-3 (€ 49,-).

In dem vorliegenden Sammelband sind schriftliche Versionen von wissenschaftlichen Beiträgen veröffentlicht, die auf der gleichnamigen Tagung im Herbst 2007 in Wien vorgetragen wurden. Gemäß der angestrebten interdisziplinären Ausrichtung der Tagung sind die Beiträge im Sammelband in fünf thematische Einheiten unterteilt.

Im ersten Teil werden die grundlegenden Forschungsfelder der Bildungsgeschichte der Frühen Neuzeit in einem breiteren gesellschaftlichen Rahmen präsentiert. Dazu trägt vor allem Anton Schindling mit seiner durchdachten Darlegung von Veränderungen des religiösen Bildes Mitteleuropas im 16. und 17. Jh. bei. Während Stefan Ehrenpreis in der darauf folgenden Studie nur die bisher bekannten Finanzierungsmöglichkeiten von Bildungsaktivitäten in der Frühen Neuzeit zusammenfasst, gilt Jonas Föters eher theoretisches Augenmerk der Erörterung des Begriffs „Mäzenatentum“ und seinen Bedeutungsverschiebungen in der langen Zeitspanne der neuzeitlichen europäischen Geschichte. Obwohl der interessante Beitrag von Thomas Winkelbauer über die Veränderungen kollektiver Identitäten des Adels in den böhmischen und österreichischen Ländern während des 16. und 17. Jh. auf einer tiefgehenden Kenntnis mitteleuropäischer Literaturquellen

aufbaut, passt er nicht recht in den einführenden Teil dieses thematisch eng eingegrenzten und kompakten Sammelbandes.

In der zweiten thematischen Einheit werden evangelische Schulen im 16. Jh. dargestellt. Beide Beiträge, sowohl von Martin Holý über die Schulen in Eibenschütz (Ivančice), Groß Meseritsch (Velké Meziříčí) und Sobieslau (Soběslav) als auch von Christine Absmeier über die Schulstiftungen in Schlesien, gehen in ihrer Anlage nicht über die zusammenfassende Darlegung von bereits bekannten Fakten aus der älteren wie auch neueren Literatur hinaus.

Zu den Schlüsselstudien des dritten Teils, in dem die Autorinnen und Autoren die einzelnen Schul- und Studienstiftungen des 16. und 17. Jh. näher präsentieren, gehört zweifellos der Beitrag von Joachim Bahlcke. Aufbauend auf einer tiefgründigen Erschließung von Quellen und Literatur wie auch auf einer genauen Kenntnis von gesellschaftlichen Zusammenhängen erläuterte er die Entstehung und Tätigkeit der Stiftung Joachims vom Berge. Ähnliche Fragen stellt sich Uwe Koch, der sich ausführlich mit der Tätigkeit der Bildungsstiftung Gregor Mätzig, eines Arztes und evangelischen Stadtpolitikers in Bautzen, befasst. Dagegen gelingt es István Fazekas nicht, in seiner zusammenfassenden Studie über die Geschichte des Schulwesens im geteilten Ungarn und über seine Finanzierung im 16. und 17. Jh. über die Beschreibung bereits in der Literatur veröffentlichter Erkenntnisse hinauszukommen. Julian Kümmerle setzt sich in seinem Beitrag mit der Frage auseinander, wer um 1690 die deutschen Theateraufführungen am Magdalenengymnasium in Breslau unterstützte. Im abschließenden Beitrag des dritten Teils evaluiert Walpurga Oppeker das Bildungsmäzenatentum des Joachim Graf von Windhag.

In die vierte thematische Einheit des Sammelbandes sind fünf Beiträge eingeordnet, die sich den Bildungsanstalten der Jesuiten und anderer Ordensgemeinschaften widmen. Obwohl sich die beiden ersten Studien mit den jesuitischen Bildungsanstalten in Böhmen und Mähren befassen, unterscheiden sie sich nicht nur durch ihren methodologischen Ansatz, sondern vor allem auch durch die Qualität ihrer Ergebnisse voneinander. Während Kateřina Bobková-Valentová auf Grundlage einer zuverlässigen Quellenkenntnis ihre langjährige Erforschung des jesuitischen Schulwesens in Böhmen besonders im 18. Jh. zusammenfasst, leidet das Niveau der Studie von Stefan Sameřki zum Bildungsmäzenatentum der Olmützer Jesuiten in der Frühen Neuzeit trotz anregender Fragestellung an dessen Unkenntnis der einschlägigen tschechischen Literatur, die in den letzten Jahren vor allem jüngere mährische Forscher veröffentlicht haben. Während sich Astrid von Schlachta in ihren übersichtlichen Ausführungen besonders auf die verschiedenen Finanzierungswege der jesuitischen Bildungsanstalten in Tirol konzentriert, sucht Arthur Stögmann im Milieu der piaristischen Schulen in Mähren und Niederösterreich, und zwar in Mährisch Kromau (Moravský Krumlov), Horn und Wien-Josefstadt, nach Antworten auf ähnliche Fragen. Diese thematische Einheit schließt der unstrukturiert wirkende Einblick von Hedvika Kuchařová in die Bildungsaktivitäten des Prager Prämonstratenserklosters in Strahov ab.

Der fünfte Abschnitt enthält Studien, die sich mit dem Einfluss der Aufklärung auf die Erziehung und Bildung in den ungarischen und böhmischen Ländern befassen. Regina Pörtnner stellt sich die Frage, welche zentrifugalen Kräfte innerhalb der Habsburgermonarchie auf den Aufbau des selbständigen Schulwesens in den ungarischen Ländern im 18. Jh. gewirkt haben. Ingrid Kušniráková interessiert sich für die Transformation der Konvikte in Ungarn. Ihre Gründung hing in erster Linie mit den Bestrebungen zur Stärkung des Einflusses der katholischen Kirche zusammen, im 18. Jh. ging sie aber in die Höhe des aufgeklärten Staates über. Unter einem ähnlichen Blickwinkel erforscht Olga Khanová die königlichen Stipendien für Studenten als Mittel der Sozialpolitik des ungarischen Staates im 18. Jh. Die hervorragende, auf einer breiten Literatur- und Quellenbasis beruhende Studie von Ivo Čerčan beschließt diesen Abschnitt. Er befasst sich mit der Tätigkeit der Adelschulen für arme Kinder in Böhmen in der Zeit der Aufklärung, insbesondere auf den südböhmischen Dominien der Grafen Buquoy.

Der Sammelband spiegelt den aktuellen Stand der mitteleuropäischen Forschung auf dem Feld der frühneuzeitlichen Bildungsgeschichte wider, die trotz eines partiellen methodologischen Fortschritts immer noch nicht die traditionell beschreibenden Zugangsweisen und ihre fachliche Abgeschlossenheit überwunden hat. Die Suche nach umfassenden religiösen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Zusammenhängen des Mäzenatentums in der Bildung gehört zweifellos zu den bedeutenden Themen, zu denen die Frühneuzeitforschung immer wieder aus komparativer Perspektiven zurückkehren wird. Viele der Beiträge im vorliegenden Sammelband bieten für die zukünftige Forschung wertvolle Anregungen und Impulse.

České Budějovice

Václav Bůžek

Citizenship and Identity in a Multinational Commonwealth. Poland-Lithuania in Context, 1550-1772. Hrsg. von Karin Friedrich und Barbara M. Pendzich. Brill. Leiden – Boston 2009. XIX, 307 S., 8 Ill., Kt. ISBN 978-90-04-16983-8 (€ 120,99.)

Der vorliegende Sammelband mit Beiträgen von Schülern von Freunden von Andrzej Sulima Kamiński (geb. 1935, langjähriger Professor an den Universitäten Columbia und Georgetown) sucht insbesondere dessen im angloamerikanischen Bereich einflussreiche Konzeption einer spezifischen Staatsbürgerlichkeit der polnisch-litauischen Eliten weiterzuentwickeln. Das von Kamiński in englischer und polnischer Sprache entwickelte Konzept postulierte, dass die auf dem Bürgerbegriff („cives“, „obywatel“) aufsetzenden Theorien einer staatsbürgerlichen Mitbestimmung das frühneuzeitliche Polen-Litauen geprägt und den Zusammenhalt des nur locker organisierten Staatsverbands republikanisch untermauert und so gefestigt hätten. Die in drei Themenkreisen präsentierten zehn Beiträge greifen diese Theoriebildung in unterschiedlicher Intensität auf, gemeinsam ist allen Autorinnen und Autoren, dass sie nicht in den polnischen oder ostmitteleuropäischen Geisteswissenschaften sozialisiert wurden. Die Einleitung der Hrsg. Karin Friedrich zieht am Beispiel der Schriften des Senators Wawrzyniec Goślicki (1538-1607) insbesondere die Verbindung zum römischen Republikanismus und dem frühneuzeitlichen Modell einer *monarchia mixta*.

In den vier Beiträgen, die dem Themenkreis „Inklusion und Exklusion“ zugeordnet sind, wird insbesondere die Reichweite der Inklusion auch mitteladliger Eliten diskutiert. Felicia Roșu schildert die Genese der Gründung des Krontribunals (1578), ohne allerdings tatsächlich die Einbindung breiterer Gruppen des Adels in die konkrete Arbeit des Tribunals zu thematisieren. Friedrich behandelt – mit Schwerpunkt auf den Jahrzehnten um die Lubliner Union 1569 – die Perspektiven und Grenzen einer Inklusion der königlich preußischen Eliten in die polnisch-litauische Politik. Anhand einer Auswertung der Tätigkeitsdauer und der Tagungsorte der litauischen Landtage versucht Artūras Vasiliauskas die ältere These von der geringen Aktivität des Frühparlamentarismus gerade für den litauischen Mitteladel zu erschüttern; dieser sei bereits im 17. Jh. intensiver an den litauischen Landtagen beteiligt gewesen, als dies die bisherige Forschung gesehen habe. Besonders innovativ und neue Quellenbestände aufschließend ist die Beweisführung bei Barbara M. Pendzich, die den Widerstand der polnisch-litauischen Stände und Städte bei der Moskauer Invasion seit 1655 auswertet und zu dem Ergebnis kommt, insbesondere die städtischen Bürger Polen-Litauens seien den Moskauer Truppen als Teil einer gesamtstaatlichen Bürgerschaft entgegengetreten.

Eher die Zweifel gegenüber dem Staatsbürgerkonzept belegen zwei Beiträge von Gershon David Hundert und Barbara Skinner, die die wachsende religiöse bzw. konfessionelle Ausgrenzung belegen: Hundert zeigt am Beispiel des Bischofs Franciszek Kobielski (1679-1755), dass gerade im frühen 18. Jh. die Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung, die nun als zu missionierende Gruppe wahrgenommen wurde, wuchs und Vorwürfe wegen „jüdischer Bosheit“ und Ritualmordanklagen Juden vielfach ausschlossen. Skinner zeigt Ähnliches für die Politik gegenüber der orthodoxen Bevölkerung, die sich

auch nach dem Chmelnyc'kyj-Aufstand nicht veränderte und schließlich 1768 in neue Aufstände mündete.

Die europäische Dimension der polnisch-litauischen *Respublica* wird in vier Beiträgen in den Blick genommen: Joanna Kostylo zeichnet – ohne allerdings hier Vollständigkeit erreichen zu können – die polnische Praxis nach, sich auf das venezianische Modell zu berufen; dieses Thema bedarf dringend einer monografischen Aufarbeitung. Mittels Vergleichs zeichnet James B. Collins Konzeptionen eines landsässigen Republikanismus in Frankreich und Polen-Litauen nach, ohne dabei allerdings für den polnischen Fall zu neuen Ergebnissen zu kommen. Die Verbindungslinien zwischen polnischen und schottischen Diskursen im 17. Jh. beschreibt Allan MacInnes. Eher außerhalb des Konzepts des Bundes steht ein Beitrag von Krzysztof Łazarski zu Lord Actons Freiheitskonzeptionen des 19. Jh., in denen dieser auch auf polnisch-litauische Modelle zurückgriff.

Insgesamt bietet der Sammelband einen Überblick über die angloamerikanische Theoriebildung zur frühneuzeitlichen polnisch-litauischen *Respublica*. Auffällig ist insbesondere eine Leerstelle: Nirgendwo wird ein Vergleich zwischen Polen-Litauen und dem Alten Reich gezogen, obwohl die Größe beider Verbände wie auch die intensive Verflechtungsgeschichte solche Vergleiche eigentlich nahelegt. Sicherlich liegt dies auch daran, dass die republikanische Dimension des Alten Reiches gerade Historikern mit Schwerpunkt Ostmitteleuropa, die stärker von der habsburgischen oder preußischen Geschichte und dem Paradigma eines aufgeklärten Absolutismus geprägt sind, eher fremd ist. Gerade deshalb sollte diese offensichtliche Leerstelle auch international dringend beforscht werden.

Gießen

Hans-Jürgen Bömelburg

Frank Metasch: Exulanten in Dresden. Einwanderung und Integration von Glaubensflüchtlingen im 17. und 18. Jahrhundert. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 34.) Leipziger Univ.-Verlag. Leipzig 2011. 321 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-86583-137-8. (€ 49,-.)

Bei der Gruppe, der sich Frank Metasch in seiner der Philosophischen Fakultät der Technischen Universität Dresden 2006/07 vorgelegten Dissertation widmet, handelt es sich um die rund 2000 bis 2500 Protestanten, die zwischen 1600 und 1730 in mehreren Wellen vor der habsburgischen Rekatholisierung nach Dresden geflohen waren und sich in der kursächsischen Residenzstadt auf Dauer niederließen. Die Einwanderer kamen vorwiegend aus Böhmen, einzelne Familien aber auch aus Mähren, Schlesien, Österreich und Ungarn. In sozialer Hinsicht markierte das Ende des Dreißigjährigen Krieges eine deutliche Zäsur – nach 1650 entstammten die Migranten größtenteils städtischen und ländlichen Unterschichten. Waren es in den ersten Jahrzehnten vor allem deutschsprachige Exulanten gewesen, die sich nach Dresden begaben, so überwogen seit Mitte des 17. Jh. Einwanderer mit tschechischer Muttersprache. In seiner quellennahen Untersuchung verfolgt M. ein doppeltes Anliegen: Zum einen will er den „Einwanderungsverlauf der habsburgischen Migranten mit seinen feststellbaren quantitativen und qualitativen Veränderungen“ beschreiben und in die kursächsische bzw. Dresdner Aufnahmepolitik einbetten, zum anderen die „Integration der Einwanderer in die städtische Gesellschaft“ (S. 24) näher in den Blick nehmen.

Nicht wenige Ergebnisse der Untersuchung korrespondieren mit den Befunden anderer Fallstudien, die in den letzten Jahren zum breiteren Untersuchungsfeld von Migration und Integration in den frühneuzeitlichen Gesellschaften Mittel- und Ostmitteleuropas vorgelegt wurden: So lässt sich die Auswanderung größerer Gruppen bei Lichte besehen nie auf ein einzelnes Motiv reduzieren; eine bereitwillige Aufnahme der Fremden ist empirisch nur in Ausnahmefällen nachzuweisen; weltliche wie geistliche Behörden, die mit dem Phänomen der Massenmigration nahezu allorts überfordert waren, fanden nach anfänglichen Einzelentscheidungen erst langsam zu Grundsatzbestimmungen; dem sich zunehmend ver-

dichtenden Territorialstaat war in erster Linie an der Kontrolle und Disziplinierung der neuen Untertanen gelegen.

In anderen Bereichen wiederum vermag M. deutlich eigene Akzente zu setzen und den bisherigen Kenntnisstand zu erweitern. So weist er zum Beispiel detailliert nach, wo die landesherrlichen und städtischen Interessen deckungsgleich waren bzw. wo die Akteure unterschiedliche Ziele in der Integrationspolitik verfolgten. Erfolgversprechend war auch hier ein abgestimmtes Vorgehen: „Für die Obrigkeit wiederum konnte mit der Integration der Exulanten die Entstehung kontrollfreier Räume verhindert werden, und sowohl das Land als auch die Stadt Dresden profitierten wirtschaftlich von den Immigranten – sei es nun als Konsumenten, Steuerzahler, qualifizierte Handwerker oder billige Lohnarbeiter“ (S. 234).

Die Untersuchung, die neben zahlreichen Diagrammen, Tabellen und Abbildungen im Anhang noch genaue biografische Informationen zum Kirchenpersonal der Dresdner Exulanten-gemeinde enthält und durch ein Personen- und Ortsregister erschlossen ist, hat ihre Stärken vor allem dort, wo es um die minutiöse Rekonstruktion der örtlichen Verhältnisse in Dresden geht. Ob diese das Siedlungsverhalten der Einwanderer („Wohntopografie“), den Erwerb von Häusern und Grundstücken oder Fragen von Innungsbeitritt und Berufsstruktur betrifft: Hier erhält der Leser eine Fülle neuer, bisher unbekannter Informationen, die eine dichte Beschreibung des Migrations- und Integrationsgeschehens in Dresden erlauben.

Stuttgart

Joachim Bahlcke

Hans-Jürgen Bömelburg: Friedrich II. zwischen Deutschland und Polen. Ereignis- und Erinnerungsgeschichte. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 331.) Kröner. Stuttgart 2011. XXI, 381 S., 12 Ill., 4 Kt. ISBN 978-3-520-33104-4. (€ 22,-)

Eine „Forschungslücke“ (S. XIV) will Hans-Jürgen Bömelburg mit seiner „Ereignis- und Erinnerungsgeschichte“ der Polenpolitik Friedrichs des Großen gefunden und gefüllt haben. Das ist etwas zu weit bzw. zu hoch gegriffen, ist doch die Polenpolitik Friedrichs des Großen sehr wohl erforscht worden, und zwar sowohl in der Forschung über Friedrich den Großen wie auch in der über die preußisch-deutsche Polenpolitik insgesamt. Diese „Ereignisgeschichte“ hat nun aber in der „Erinnerungsgeschichte“ eine geringe Rolle gespielt. Diese schlichte Tatsache wird von B. in Form einer gewissermaßen kontrafaktischen Argumentation kritisiert, wenn er annimmt, dass die Polenpolitik Friedrichs des Großen in der Erinnerungsgeschichte eine größere Rolle hätte spielen müssen.

B.s Argumentation fußt auf einer äußerst negativen Beurteilung der Polenpolitik Friedrichs II. Gemeint ist einmal dessen Beteiligung an der ersten Teilung Polens – wohlge-merkt Beteiligung und nicht Initiative. Scheint Friedrich der Große doch mehr, wie er selbst gesagt hat, die „Gelegenheit beim Schopfe“ ergriffen zu haben, als dass er systematisch auf die Zerschlagung Polens hingearbeitet hätte, wie dies seine viel zitierte Artischocken-Metapher suggeriert, wobei Polen wie eine Artischocke Scheibe für Scheibe zerstückelt werden sollte. Doch ob nun intendiert oder „nur“ improvisiert – kritikwürdig war die Beteiligung Preußens an der aus heutiger Sicht unrechtmäßigen Teilung Polens allemal.

Für die Teilung, so B., seien zudem keineswegs nur nüchterne außenpolitische Kalküle – konkret, Russland aus der immer noch drohenden antipreußischen Koalition zu lösen und an Preußen zu binden – maßgebend gewesen. Dies geschah auf Kosten des geteilten Polens, das zum Kitt des preußisch-russischen Bündnisses gemacht wurde. Noch wichtiger und wirkungsvoller seien die antipolnischen Vorurteile Friedrichs gewesen.

Nun hat sich Friedrich der Große zwar mehrmals und zugleich sehr negativ über den polnischen Adel, die polnische katholische Kirche und generell über die Verfassung der polnischen Adelsrepublik geäußert, wobei er übrigens das Schlagwort von der „polnischen Wirtschaft“ gebrauchte, doch ob man wie B. von „einer negativen Stereotypisierung alles

Polnischen“ (S. 82) sprechen kann und soll, scheint doch etwas zu weit zu gehen. Fraglich ist auch, ob sich Friedrich der Große bei seiner antipolnischen Außenpolitik wirklich von diesen antipolnischen Vorurteilen hat leiten lassen.

War dies auch in der Innenpolitik der Fall? War Friedrichs Regierungspraxis in der durch die Teilung Polens gewonnenen Provinz Westpreußen antipolnisch motiviert und intendiert? B. meint das und kritisiert es mit scharfen Worten. Die Polenpolitik in Westpreußen habe eine germanisierende Tendenz gehabt und sei mit gewissen „kolonialen Metaphern“ (S. 91) begründet worden. Gemeint sind die von Friedrich nicht selten gezogenen Vergleiche der preußischen Provinz Westpreußen mit der englischen Kolonie „Kanada“ und ihrer polnischen Bewohner mit „Huronen“, „Irokesen“ und anderen angeblich kulturlosen Kolonialvölkern. Diese Äußerungen Friedrichs des Großen sind natürlich nicht zu rechtfertigen, wie dies in der älteren Forschung geschehen ist. Aus heutiger Sicht sind sie sogar scharf zu kritisieren.

Doch kann man daraus schließen, dass schon Friedrich der Große ein Vertreter der deutschen Kulturträger-Theorie und ein Repräsentant des „deutschen Dranges nach Osten“ gewesen ist? Nein! Dies ist ihm erst von späteren Historikern unterstellt worden. Deutsche Historiker haben ihn deshalb gelobt, polnische dagegen schwer getadelt. Dieses Lob und diesen Tadel hat Friedrich der Große jedoch nicht verdient. Seine Polenpolitik war preußisch etatistisch und noch nicht deutsch nationalistisch geprägt. Doch gut war sie nicht.

Zu loben ist, dass B. dies in seiner quellengesättigten, aber dennoch oder gerade deshalb gut lesbaren Studie gesagt und kritisiert hat – gerade im Fridericus-Jubiläumjahr 2012.

Berlin

Wolfgang Wippermann

Monika Baár: *Historians and Nationalism. East-Central Europe in the Nineteenth Century.* Oxford Univ. Press. Oxford – New York 2010. XI, 340 S. ISBN 978-0-19-958118-4. (€ 91,-.)

In ihrem ambitionierten Buch analysiert Monika Baár die Wirkung von fünf mitteleuropäischen Historikern: Joachim Lelewel (1786-1861), Simonas Daukantas (1793-1864), František Palacký (1798-1876), Mihály Horváth (1804-1878) und Mihail Kogălniceanu (1818-1891). Diese Gelehrten stehen zugleich am Anfang der polnischen, litauischen, tschechischen, ungarischen und rumänischen nationalen Narrative und wurden als Väter der jeweiligen Nationen gefeiert. Der geistesgeschichtliche Zugang bewirkt, dass die Autorin sich weniger auf die direkte Rezeption und Auswirkung konzentriert, sondern vielmehr auf die Analyse der Texte der Protagonisten.

B.s Interessen sind dabei vielfältig. Einerseits untersucht und vergleicht sie die Tätigkeit und die historiografischen Konzepte ihrer fünf Protagonisten, andererseits will sie auf die Eigenständigkeit des zentraleuropäischen Geschichtsdiskurses hinweisen und vor allem dem anglophonen (Fach-)Publikum diese Personen überhaupt erst einmal bekannt machen. Das Buch nimmt eine komparative Perspektive ein und diskutiert im Sinne der *intellectual history* die fünf Autoren im Hinblick auf historiografische Konzepte der Romantik, etwa der Entdeckung der Antike und der Idee vom „Goldenen historischen Zeitalter“, das durch fremde Einflüsse zu Ende gegangen sei. B. verortet die Ansätze allerdings nicht im luftleeren Raum, sondern verbindet sie mit den Entwicklungen in anderen Diskursen, wodurch der Leser oft das Bild einer *histoire croisée* vermittelt bekommt.

B. zeichnet zunächst die Historikerprofile sowie deren kulturellen und institutionellen Hintergrund nach. Mit Ausnahme von Daukantas waren sie *public intellectuals*, die nicht nur geschichtswissenschaftliche, sondern auch politische Impulse setzten. Lelewel und Horváth mussten wegen ihres politischen Engagements emigrieren, Kogălniceanu war einige Jahre halb-offiziell verbannt, Palacký wurde durch seine Teilnahme an den Ereignissen von 1848 berühmt. Ihr Leben fiel zudem in eine Zeit, als sich unter politisch nicht immer günstigen Verhältnissen eine wissenschaftliche Infrastruktur ausbildete – oft mit ihrer Beteiligung oder gar auf ihre Initiative hin. B. unterstreicht dabei auch die Innovationsfä-

higkeit der Peripherie wegen der fehlenden rigiden wissenschaftlichen Strukturen bei den nicht-staatstragenden Kulturen, wenn sie etwa für die österreichische oder britische Historiografie eine „belatedness of the center“ (S. 102) feststellt.

Die These von der Innovation an der Peripherie begleitet auch das Kapitel über den intellektuellen Hintergrund der fünf Protagonisten. Dabei konzentriert sich B. vor allem auf die „unique configurations“ (S. 104) der jeweiligen Diskurse und unterstreicht die Eigenständigkeit bestimmter Denkformen, die sie oft eher dem *Zeitgeist* als einer direkten Rezeption zuschreibt. Diese theoretische Prämisse wird leider nicht ganz eingelöst, denn, abgesehen von „local Enlightenments“ (S. 104), folgt Baárs Narrativ der Rezeption, und zwar der von Johann Gottfried Herders der Göttinger Spätaufklärung (vor allem August Schlözers, Arnold Heerens), der französischen liberalen Historiografie (François Guizots, Jules Michelets, Augustin Thierry), Nikolaj Karamzins und der schottischen Aufklärung (am Beispiel von William Robertson). Wenn die lokalen Einflüsse und Traditionen dabei auch wenig berücksichtigt werden, so zeichnet B. doch ein dynamisches Bild von der Anpassungsfähigkeit bestimmter Thesen in unterschiedlichen Nationsbildungs-Kontexten und unterstreicht nochmals zentraleuropäische Gleichzeitigkeiten und Parallelen. Zudem geht die Varietät der Einflüsse über das Herder für gewöhnlich zugeschriebene Primat hinaus, wenn B. auch Herder eine wichtige Rolle einräumt.

Von den Kontexten zur Analyse übergehend, unterstreicht die Autorin die Beteiligung aller Historiker an den Sprachformierungs- und Sprachentwicklungsprozessen. Dabei konzentriert sie sich nicht nur auf deren Einfluss bei der Durchsetzung historischer Publikationen in den jeweiligen Sprachen, sondern auch auf deren Tätigkeit als Wörterbuch-Autoren und Sprachpopularisatoren (Kogălniceanu schrieb zwei Theaterstücke, Daukantas übersetzte Johann Campes *Robinson der Jüngere*). Wenn auch nicht jede Eigenschaft für jeden der Historiker zutreffend war, so konstatiert B. bei allen doch eine starke Verbindung zwischen Inhalt und Form sowie die Betonung kultureller Eigenständigkeit und sprachpuristischer Elemente (bei Kogălniceanu in Verbindung mit der Latinisierung des Rumänischen). Diese Forderung nach Eigenständigkeit wurde durch die Einschreibung der eigenen Sprache in das historische Kontinuum noch verstärkt: Kogălniceanu unterstrich die lexikalischen bzw. prosodischen Übereinstimmungen des Rumänischen mit dem Lateinischen, Daukantas und Palacký die Übereinstimmungen mit dem Sanskrit.

Der nächste, sehr ausführliche Teil konzentriert sich auf die jeweilige Vision der historischen Kontinuität. Alle fünf Historiker konstruierten weit in die Vergangenheit reichende Narrative, um ihre politischen Forderungen zu rechtfertigen. B. unterstreicht insbesondere die Rolle der damals breit debattierten Antiquität, die als Argument für eine nationale kulturelle Eigenständigkeit angesehen wurde. Mit unterschiedlichen Argumenten verfolgten die Historiker ähnliche Strategien einer historischen Selbstverortung durch die Verwendung gleicher Tropen (vor allem des „edlen Wilden“ oder von Tacitus' Germanenbild). Wenn die Objektivität derartiger Darstellungen von allen Historikern hervorgehoben wurde, was bei Horváth aufgrund der Quellenlage dazu führte, den „kämpferischen Charakter“ der ungarischen Nomaden nicht zu leugnen, so resultierte im Fall von Palacký der Quellenfetischismus in Verbindung mit argumentativer Kohärenz in der Akzeptanz der bereits damals umstrittenen *Rukopisy*. B. hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass es sich bei der Antiquitätssuche keineswegs um ein zentraleuropäisches Spezifikum handelte, genauso wenig wie bei dem frivolen Umgang mit der fehlenden Quellenlage bzw. mit Falsifikationen.

Der Antike, der Epoche von „rural freedom“ (S. 222), folgte die Epoche des Feudalismus, die die Autoren, abgesehen von Lelewel, mit fremder Kolonisierung gleichsetzten, oft in Verbindung mit starker Kritik an dem Adel. Dabei haben alle Historiker den Feudalismus später als in Westeuropa angesetzt und als eine Anomalie der idealisierten nationalen Entwicklung angesehen. Die nachfolgende Epoche, das „Goldene Zeitalter“, war ähnlich gelagert, mit Hervorhebung des politischen Liberalismus und konfessioneller Freiheiten, die wiederum durch fremde Unterdrückung beendet worden sei. B. unterstreicht die sich dabei zwischen den von ihr behandelten Personen abzeichnenden Konflikte, etwa bei

Lelewel und Daukantas, die Polen-Litauen mit unterschiedlichen Schwerpunkten behandelten. Wie die Autorin in einem eigenen Kapitel ausführlich darlegt, war diese narrative Struktur nur durch eindeutige ethnisierende Abgrenzungen möglich, wobei diese nicht unbedingt zur Ausschließung anderer ethnischer Gruppen aus der imaginierten Nation führten. B. unterscheidet hier zwischen Beschreibungen von „external“ und „internal others“ (S. 256-288) – im ersten Fall handelt es sich um die Nachbarn, im zweiten um Juden, Jesuiten und Frauen. Abschließend analysiert sie die Selbstverortung ihrer Protagonisten auf der europäischen Landkarte. Zwar wiesen die fünf Historiker markante Unterschiede in ihrer Bewertung „des Westens“ auf, doch war ihnen gemein, dass sie ihren Nationen eine positive Rolle im europäischen Spektrum zuschrieben und damit die zirkulierenden Vorwürfe, der Osten sei stets periphär und rückständig, kontestierten.

Das vorliegende Werk demonstriert auf eindrucksvolle Art und Weise, wie komparative Geschichtsschreibung umgesetzt werden kann, und B. untermauert ihre Analyse mit einem Literaturverzeichnis in mehreren Sprachen. Wenn auch auf Ebene der Einzelanalyse bestimmte Positionen ausführlicher hätten beschrieben werden können (etwa die Frage von Nationalismus und Loyalität), so ist das Buch doch eindeutig eine der wichtigsten und besten Arbeiten der romantischen Geschichtsforschung in den letzten Jahren. Außerdem unterstreicht das Buch erfolgreich die Position der zentraleuropäischen Historiografie innerhalb des europäischen Geschichtsnarrativs, worauf B. ohne Zweifel auch abgezielt hat.

Marburg

Jan Surman

Moritz Csáky: Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa. Böhlau. Wien u.a. 2010. 417 S. ISBN 978-3-205-78543-9. (€ 39,-)

Mit dem anzuzeigenden Werk liegen Moritz Csáky's anregende Essays über kulturelle Pluralität und nationale Homogenisierung in den zentraleuropäischen Gesellschaften des 19. und 20. Jh., die er überwiegend in den 1990er Jahren in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden publiziert hatte, erstmals an einem Ort vereint vor. Für diejenigen, die die Arbeit des in Wien beheimateten Kulturwissenschaftlers seit längerem verfolgen, bringt der Band zwar keine neuen Erkenntnisse, dafür liegt aber sein besonderer Reiz in der kompakten Lektüre der überarbeiteten und miteinander verknüpften Essays, die partiell um aktuelle Forschungsliteratur ergänzt werden.

In seinem einleitenden Kapitel „Genealogien der Gegenwart“ umreißt C. seine Leitgedanken, die in den darauffolgenden Studien detaillierter wiederkehren: Er illustriert unter anderem am Beispiel des ungarischen Komponisten Béla Bartók, dass das „crossing and re-crossing“ (S. 14) verschiedener kultureller Einflüsse ganz selbstverständliche Praktiken (nicht nur) in der Musik des Fin de Siècle waren, die es jedoch aufgrund der nationalen Meisterzählungen, die Eindeutigkeit und Einsprachigkeit suggerierten, im kulturellen Gedächtnis zu entdecken und freizulegen gilt. Diese Mehrdeutigkeit und Mehrsprachigkeit war ein besonderes Kennzeichen der zentraleuropäischen Region, auf die C. im zweiten Kapitel näher eingeht. Mit dem Begriff „Zentraleuropa“ setzt er sich somit dezidiert von dem in Deutschland gebräuchlichen und vorwiegend strukturgeschichtlich definierten „Ostmitteleuropa“-Konzept ab. Die wesentlichen Merkmale dieser nach „Osten“ und „Westen“ durchlässigen Region waren ihm zufolge kulturelle Pluralität und Heterogenität, die ein ebenso kreatives wie konfliktreiches Potenzial hervorriefen. Bereits hier wird klar, dass C. ein Konzept von Kultur verwendet, das von einem „offenen, dynamischen, performativen und folglich hybriden Kommunikationsraum“ ausgeht, „in dem Differenzen nicht einfach ‚vermischt‘, sondern anerkannt und offengelassen werden“ (S. 105). Der Sprache kommt in diesem Kulturkonzept eine besondere Bedeutung zu, und zwar nicht primär als identitätsstiftendes Merkmal, sondern als Voraussetzung für kulturelle Pluralität. Unter Berufung auf Jurij M. Lotmans Kulturtheorie macht C. deutlich, dass jede Kultur „nur im Kontext anderer Kulturen“ (S. 118), das heißt anderer Sprachen, existieren kann.

Die spezifische Situation Zentraleuropas zeichnet C. in den beiden darauffolgenden Kapiteln am Beispiel verschiedener urbaner Zentren „um 1900“ nach. Seinem Forschungsschwerpunkt folgend, widmet er den „Wiener Kulturen“ ein ganzes Kapitel. Er zeigt, dass das Wien der Jahrhundertwende keine „deutsche“ Stadt war, sondern ein urbaner „Zwischenraum“, der durch das konflikthafte Zusammenspiel kultureller Vielfalt und nationaler Homogenisierung geprägt wurde. Dies traf auch auf die vielen kleineren und größeren Städte der Habsburgermonarchie zu, die Gegenstand des fünften Kapitels sind. Neben Budapest, Prag (Praha), Pressburg (Pozsony, Bratislava), Czernowitz (Tscherniwzi, Cernăuți) und Triest (Trieste, Trst) geht C. auch auf die kleine, heute in der Slowakei gelegene Stadt Leutschau (Levoča, Lőcse) ein, die zugleich seine Geburtsstadt ist. Unter Verweis auf seine eigenen Erfahrungen in einer mehrsprachigen (ungarisch-deutsch-slowakischen) Familie betont er, dass Vielsprachigkeit allen nationalen Homogenisierungsversuchen zum Trotz in Zentraleuropa eine „bis weit ins 20. Jahrhundert gelebte Wirklichkeit“ gewesen sei (S. 303).

Im letzten Kapitel hebt C. noch einmal die Notwendigkeit postkolonialer Perspektiven auf die gesamte Geschichtsregion hervor, mittels derer eine „Provinzialisierung“ (S. 348) des Zentrums erfolgen soll, wie er in Anlehnung an Joseph Roth, einen der feinsinnigsten Beobachter Zentraleuropas in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh., formuliert. Er meint damit die Auflösung hegemonialer Erzählungen durch ihre Heterogenisierung. Dass dies in den letzten zwei Jahrzehnten längst zum wissenschaftlichen Standard geworden ist, zeigt nicht zuletzt der von ihm mitherausgegebene Band *Habsburg postcolonial*¹. Gleichwohl lässt sich gerade hier ein Kritikpunkt anbringen: C. richtet seinen Blick vornehmlich auf die Zentren, auf die großen Städte und die künstlerische und intellektuelle Elite, auf die Musils, Kafkas und Bártoks. Zwar gelingt es ihm, diese großen Erzählungen auszudifferenzieren – das Verhältnis von kultureller Vielfalt und nationaler Homogenisierung an den inneren und äußeren Rändern der zentraleuropäischen Region bleibt jedoch weitgehend im Verborgenen. Ungeachtet dieser Kritik hat C. – wie vielleicht sonst nur noch Karl Schlögel – einen entscheidenden Einfluss auf die neuere deutschsprachige Forschung zur urbanen Geschichte und Kultur in Zentral- und Osteuropa ausgeübt, die das alte sozialhistorische Paradigma „Konflikt versus Symbiose“ zugunsten einer multiperspektivischen Betrachtungsweise aufgegeben hat.

Praha

Ines Koeltzsch

¹ JOHANNES FEICHTINGER, MORITZ CSÁKY u.a. (Hrsg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*, Innsbruck u.a. 2003.

Tomas Balkelis: *The Making of Modern Lithuania*. (BASEES/Routledge Series on Russian and East European Studies, vol. 56.) Routledge. London – New York 2009. 176 S. ISBN 0-415-45470-0. (€ 124,99.)

During the last fifty years a vast number of studies has been produced which discuss different aspects of nationalisms in Europe and in the world. Some smaller nations, such as the Poles, Czechs, or Hungarians, have received a fairly large amount of scholarly attention, while others still await updated and more comprehensive presentations for a wider international readership. In this respect the *BASEES/Routledge Series on Russian and East European Studies* contributes to filling this academic lacuna and introduces Tomas Balkelis' study on the genesis and evolution of the Lithuanian national intelligentsia from its appearance during the second half of the 19th century and until the establishment of the Lithuanian state in 1918.

B. primarily investigates the topic from socio-cultural and socio-political perspectives. In seven chapters the author's main arguments are developed by focusing on: the general historical context of the Lithuanian-inhabited imperial provinces during the second half of

the 19th century (Ch. 1); the preconditions under the influence of which the first Lithuanian national intelligentsia appeared, analysing its organization, activities, relations with the wider imperial society and so on (Ch. 2); the national intelligentsia's attempts to establish itself in the local non-Lithuanian-dominated cities, especially in that centre of the North Western provinces, the city of Vilnius (Ch. 3); the impact of the Revolution of 1905 on the intelligentsia and their first more systematic attempts to make connections with the Lithuanian-speaking masses (Ch. 4); the role that gender relations played among the nationalists, exemplified by the search for "national brides" and discussions on the design of "pure" Lithuanian families (Ch. 5); the analysis of cultural activities during the period of 1906-1914 (Ch. 6); and, finally, an investigation into the displaced Lithuanian intelligentsia in Russia and its role in conceptualising and propagating Lithuanian independence during the First World War (Ch. 7).

The complexity of the topic is rather well presented in the introductory chapter of the book. One has to agree that there are still few studies in English which examine this particular question in a more comprehensive way. Earlier works (by Senn, Sabaliūnas, Misiūnas, Vardys), and more recent studies (by Donskis, Eidintas, Staliūnas, Weeks and others) discuss only particular individuals or specific aspects of the theme¹. After brief review of literature and sources, B. raises a number of important research questions, mainly focusing on the "aspects that highlight a modern, constitutive and socially constructed character of Lithuanian nationalism [...] reappraisal of the self-praising rhetoric of early patriots by suggesting that issues such as the elite's displacement, social isolation, educational experiences, gender views, and their narrowly based and factional political activities, were critical factors that shaped their identity and the whole nation building process" (p. xvii). Thus, from this perspective, any analysis of the Lithuanian national intelligentsia as a specific social group should correspond to the evolution of Lithuanian state and society as a whole – supporting the titular thesis of the "making of Lithuania".

B. departs from the assumption that the Lithuanian intelligentsia constituted a clearly distinct group within local social strata, contrary to some scholars, who argue that due to its abstract meaning, the term "intelligentsia" should not be related to any particular social class in *stricto sensu*, but more to an unattached or "free-floating" intellectual community ("Freischwebende Intelligenz", as Karl Mannheim calls it). Moreover, the author further reduces the scope of his focus by concentrating only on secular national political intelligentsia as, perhaps, the most clear-cut representatives of the analysed social group, as well as those who were generally more visible in the political and social arenas.

Even though choosing such an approach is justifiable, however, it can be argued, that the exclusion of the Lithuanian Catholic clergy from the investigation has introduced rather noticeable distortions into the overall picture of the Lithuanian national intelligentsia before 1918. As the author many times indicates, the nationally oriented Catholic clergy had significant influence on the Lithuanian-speaking masses, as manifest not only in the management of a number of private Lithuanian schools (between 1906 and 1914), but also in the publishing of periodicals and the use of the authority of the Church for political or other reasons.

¹ See, for example: ALFRED E. SENN: Jonas Basanavičius, the Patriarch of the Lithuanian National Renaissance, Newtonville 1980; LEONAS SABALIŪNAS: Lithuanian Social Democracy in Perspective, 1893-1914, Durham 1990; THEODORE R. WEEKS: Nation and State in Late Imperial Russia. Nationalism and Russification on the Western Frontier, 1863-1914, DeKalb 1996; ALFONSAS EIDINTAS: President of Lithuania. Prisoner of the Gulag. A Biography of Aleksandras Stulginskis, Vilnius 2001; DARIUS STALIŪNAS: Making Russians. Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863, Amsterdam 2007.

More confusion is caused by the descriptions used to separate secular intelligentsia from clergy: the former are called the “patriots”, while the later – simply the “Lithuanian clergy” (p. 102). B. rightly points out the disagreements between the two factions, yet ascribing patriotism only to the secular intelligentsia is rather misleading – patriotism, just like nationalism, was spreading among the Lithuanian clergy too. As it is well known, many priests such as Juozas Tumas-Vaižgantas, Antanas Dambrasuskas-Jakštas, Jonas Mačiulis-Maironis to name a few, were also part of the same national intelligentsia. Moreover, a very important detail is missing from B.’s study: the definition of the term “patriotism,” a term which is extensively used throughout the text. As a result the reader is often left wondering about the difference between “patriotism” and “nationalism”.

Finally a brief remark needs to be made regarding one of the concluding theses, which states that “political radicalism was their [national intelligentsia’s –VP] response to the social isolation in which the empire had pushed them due to its inability to provide them with adequate opportunities for social advancement” (p. 122). Such an interpretation is quite common in the discourses of many national(istic) historiographies, where the empires are predominantly seen as the oppressors and the national minorities as victims. Arguably, such a perspective is quite erroneous. The Russian Empire (especially after 1905) did provide a number of opportunities for the social advancement of individuals as long as they were willing to comply with the state’s norms and order. Even with all kinds of restrictions, representatives of different national minorities could, and did, receive higher education, employment, were able to climb up the imperial bureaucratic ladder and so on. It would be quite misleading to think that the imperial authorities were obliged to support all kinds of nationalists, radicals, revolutionaries and their demands for the revision of state’s political system and even its territorial organization. From this perspective, the position of the Lithuanian intelligentsia was not so different in comparison with other ethnic and national minorities. Opportunities for social advancement were available, but whether nationalists could, or wanted to, take that path – is another question. Similar questions can be raised about those Lithuanians who actually decided to integrate and become imperial citizens – can they be considered as part of the larger Lithuanian intelligentsia? Moreover, one could further expand the definition of the “Lithuanian intelligentsia” and discuss not only Lithuanians in the Russian empire, but also emigrants to the USA, the UK and other countries. Unfortunately, these groups are not discussed in the book.

Needless to say, notwithstanding these few remarks and suggestions, B.’s book is a welcome and important contribution to the fields of social history and nationalism studies in Eastern Europe and the Baltic States. The author provides an international readership with an abundance of information about the Lithuanian case, as well as raising a number of stimulating research questions. Hopefully this investigation will be continued and subsequently integrated further into the wider European historical context.

Marburg

Vytautas Petronis

Johannes Frackowiak: Wanderer im nationalen Niemandsland. Polnische Ethnizität in Mitteldeutschland von 1880 bis zur Gegenwart. (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 24.) Schöningh. Paderborn u.a. 2011. 238 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-506-77108-7. (€ 29,90.)

In den letzten Jahren sind zumindest in unserem östlichen Nachbarland die Diskussionen über die Existenz einer polnischen Minderheit in Deutschland in politischen Kreisen wiederaufgelebt. Dem folgten allerdings keine neuen wissenschaftlichen Studien zur Existenz polnischstämmiger Gruppen außerhalb der bekannten Großregionen wie Rheinland und Westfalen oder Oberschlesien seit dem späten 19. Jh.

Der selbst aus dem Milieu polnischer Migranten der ersten Stunde stammende Johannes Frackowiak hat in der vorliegenden Studie die Geschichte der Industrieregion um Bitterfeld seit den 1880er Jahren einer genauen Analyse unterzogen. Als Folge des beginnen-

den Braunkohlebergbaus und anschließend des Ausbaus der Chemieindustrie kamen am Ende des 19. Jh. viele Zuwanderer in die nördlich von Leipzig gelegene Landschaft. Im Rahmen der Binnenmigration handelte es sich auch hier um überdurchschnittlich viele polnischsprachige Arbeitskräfte. Da sich das bekannte Phänomen der Kettenwanderung auch für Mitteldeutschland nachweisen lässt, ergab sich ein besonders großer Anteil von Zuwanderern aus der Provinz Posen (93 Prozent). Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf den Familien, die sich in der Ortschaft Sandersdorf niederließen und deren Geschichte F. über die Jahrzehnte hinweg genau verfolgt; darunter befindet sich auch seine eigene Familie.

Diese gruppenbiografische und mit Rekonstruktionsprozessen arbeitende Verfahrensweise hat ihre Stärke in der dichten Beschreibung der mikrohistorischen Vorgänge. Die zufällige Überlieferung bestimmter Quellen – unter anderem ein Manuskript über die Geschichte der Bitterfelder Polen sowie die geretteten Sitzungsprotokolle des Sokół-Vereins – ermöglicht einen direkten Blick auf die Vergangenheit. F. ist sich aber der Notwendigkeit bewusst, allgemeine Fragestellungen der historischen Migrationsforschung in seine Gedanken mit einzubeziehen, um der Gefahr der Kleinteiligkeit zu begegnen. An einigen Stellen ist dennoch zu bemerken, dass die Distanz zu familiären Schilderungen größer hätte ausfallen müssen, denn gerade mündliche Äußerungen von Angehörigen der Polonia werden nicht immer kritisch hinterfragt. Dies gilt zum Beispiel für die (falsche) Behauptung eines Zeitzeugen, Gärten zur Eigenversorgung mit Obst und Gemüse seien in Polen bis in die 1950er Jahre hinein unbekannt gewesen (S. 204).

Die Kernthesen des Buches besagen, dass zum einen der Bedeutungsanstieg bzw. -verlust einer nationalen Selbstzuschreibung sich in einem umgekehrten Verhältnis zur Integration in die Umgebung verhalten habe und zum anderen Assimilationsprozesse nicht zwangsläufig zu einem Endpunkt gelangen müssten, sondern es unter bestimmten Umständen auch eine Rückbesinnung auf die Wurzeln, ein *ethnic revival*, geben könne.

Im ersten Teil schildert F. die Prozesse vor dem Ersten Weltkrieg. Er bestätigt dabei die Ergebnisse für andere Regionen insofern, als die Verbindungen zur Heimatregion immer stärker an Bedeutung verloren, dennoch aber Mischehen mit der Bevölkerung vor Ort in dieser Phase praktisch nicht vorkamen. Die Zuwanderer der ersten Generation wirkten fast ausschließlich als ungelernete Arbeitskräfte, ihr Rückhalt in einer mehrheitlich evangelischen Umgebung waren die katholische Kirche, deren Strukturen sich aber erst allmählich und nicht ohne große Spannungen herausbildeten, und mit dieser zum Teil verbundene polnische Vereine. Die Einflussnahme (zugereister) Minderheitenaktivisten hatte zur Folge, dass die nationale Frage um das Jahr 1900 an Bedeutung gewann und – auch bedingt durch Phänomene der Ablehnung durch die Einheimischen – eine Schließung der ethnischen Gruppe im Rahmen einer Eigen-Fremd-Kategorisierung einsetzte. Ein gewisser Kulminationspunkt der Konflikte stellte in der Region Bitterfeld das Jahr 1904 dar, als die preußischen Behörden sich genötigt sahen, gegen die „nationalen“ Selbstorganisationsversuche im Umfeld der Kirchengemeinde vorzugehen und diese vor allem durch den Einsatz arbeitsrechtlicher Maßnahmen weitgehend zu zerschlagen. In den Folgejahren stand die Pflege polnischer Sprache und Kultur wieder stärker im Blickpunkt.

Die zweite Phase war zum einen durch die beginnende Tätigkeit des Sokół-Vereins bis 1914, aber auch durch die sich mittels onymischer Anpassungen und interethnischer Eheschließungen abzeichnenden stärkeren Assimilationsprozesse gekennzeichnet. Der angebliche Aufruf zum Gegensteuern durch die polnische nationale Bewegung, etwa durch die Vergabe altslawischer und somit nicht zu germanisierender Vornamen, wird von F. leider nicht belegt (S. 92).

Der dritte Teil ist mit den Folgen des Ersten Weltkriegs und dem danach von deutscher Seite in die Wege geleiteten Optionsverfahren verbunden. Die Entscheidung für oder gegen eine polnische Staatsbürgerschaft war für die Bitterfelder Polen häufig mit Konsequenzen verbunden, die bis weit in den Zweiten Weltkrieg hineinreichten. Obwohl sich viele von ihnen für die polnische Nationalität entschieden, war damit häufig kein konkreter

Rückkehrwunsch verbunden, auch wenn dies von offizieller deutscher Seite – erst recht im Nationalsozialismus – so ausgelegt wurde und der „Weg zurück“ zur deutschen Staatsbürgerschaft meist versperrt war. Ansonsten war die Zwischenkriegszeit von gewissen Widersprüchen geprägt, die mit dem Generationswechsel innerhalb der Polonia zu tun hatten. So setzten sich z.B. auf der einen Seite Stimmen durch, die eine Öffnung des polnischen Vereinswesens für alle Sportinteressierten ablehnten, auf der anderen Seite scheint außerhalb von Sandersdorf die Bereitschaft zum Engagement für das Minderheitenwesen deutlich nachgelassen zu haben.

Die vierte Phase war von der nationalsozialistischen Ideologie und ihrer Umsetzung geprägt, die nicht auf eine Germanisierung, sondern eine Ausgrenzung der Polen abzielte. Von den wenigen Jahren der taktisch bedingten Annäherung infolge des Nichtangriffsvertrags von 1934 einmal abgesehen, erfolgte eine zunehmende Eingrenzung der Möglichkeiten der Bitterfelder „Polen“, die letztlich zur Zerschlagung all ihrer Organisationen im Jahre 1939 führte. Die Diskussionen um die Zugehörigkeit zur Deutschen Volksliste, die die Kriegsjahre prägten und die im Einzelfall durchaus dramatische Folgen haben konnten, kann F. sehr anschaulich illustrieren. Allerdings fehlt hier an einigen Stellen die Einordnung in den Gesamtkontext des Themas, wie es die Debatte über die „Polen in der Wehrmacht“ im letzten Jahrzehnt vorgemacht hat.

Im letzten Teil der Arbeit werden die erneuten Optionsmöglichkeiten nach 1945 dargestellt, die eine Remigration mancher Polnischstämmiger der Region zur Folge hatte. Dass sich eben die Mehrheit dagegen entschied, zeigt, dass die Integration vor Ort – auch durch die NS-Zwangsmaßnahmen – schon weit fortgeschritten war. Das Ergebnis einer hybriden und transnationalen Selbstwahrnehmung als Folge eines langen, generationsübergreifenden Prozesses, der bis zum heutigen Tage nicht abgeschlossen ist, lässt sich zweifellos auf andere Minderheitengruppen übertragen.

Problematisch erscheint allerdings im gesamten Buch die Verwendung des Begriffs „Identität“. Zwar orientiert sich F. in Anlehnung an Scott Lash und Jonathan Friedman an einem wandelbaren Identitätsbegriff, verwendet dann im Buch dennoch immer wieder die Formulierung „polnische Identität“, als ob diese bei allen davon Betroffenen etwas Statisches darstellen würde und man quasi nur von einer „deutschen“ zu einer „polnischen“ oder umgekehrt wechseln könne. Ihm ist nicht klar, dass kontinuierlich multiple Identitätsangebote parallel existieren, die miteinander konkurrieren, und dass die Festlegung auf ethnische oder kulturelle Faktoren letztlich nur ein Interpretationsangebot darstellt, das so im Alltag in reiner Form gar nicht vorkommt.

Diese Unklarheiten ändern jedoch nichts daran, dass F. eine sichtbare Forschungslücke auf überzeugende Weise geschlossen und unser Wissen von den Grautönen in Bezug auf die in Deutschland lebenden Polen deutlich vermehrt hat.

Gießen

Markus Krzoska

Christian Westerhoff: Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg. Deutsche Arbeitskräftepolitik im besetzten Polen und Litauen 1914-1918. (Studien zur historischen Migrationsforschung, Bd. 25.) Schöningh. Paderborn u.a. 2012. 377 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-506-77335-7. (€ 39,-)

Der 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs 2014 wirft bereits jetzt seine Schatten voraus, allerorten werden Konferenzen und Publikationen geplant. Wenn man die Erinnerungslandschaften in Europa betrachtet, wird das Ereignis wohl vor allem für die West- und die Alpenfront groß zelebriert werden, während in den neuen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union das Interesse wesentlich geringer ist. Sehr oft herrscht hier noch die Vorstellung, man habe an diesem Krieg gar nicht teilgenommen, relevant sei vor allem das Jahr 1918, das die lang ersehnte Unabhängigkeit brachte. Entsprechend ungleich ist auch die historische Forschung, die für die Ostfront nur als spärlich und ungenügend bezeichnet werden kann, sowohl in Deutschland als auch vor Ort.

Umso erfreulicher ist es, dass Christian Westerhoff nun mit seiner in Erfurt bei Jochen Oltmer entstandenen Dissertation zeigt, wie gewinnbringend die Beschäftigung mit dem Krieg in Osteuropa sein kann. Basierend auf einer umfangreichen Literaturlauswertung und Materialien aus deutschen, lettischen und litauischen Archiven untersucht das Buch die deutsche Beschäftigungspolitik in den eroberten Gebieten Ober Ost und Generalgouvernement Warschau zwischen 1914 und 1918. Trotz einer eher disparaten Überlieferungslage wird damit eine Forschungslücke geschlossen: Die dortige Zwangsarbeit war bisher höchstens als Nebenaspekt in den raren und meist schon bejahrten Überblicksdarstellungen behandelt worden.

W. hat sich für eine chronologische Gliederung entschieden, die den Krieg in drei Phasen einteilt, die erstens den Zeitraum bis Sommer 1916 mit dem Antritt der 3. Obersten Heeresleitung unter Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff, zweitens Herbst und Winter 1916 sowie drittens die letzten beiden Kriegsjahre umfassen. Innerhalb dieser Kapitel wird dann jeweils das Geschehen in den zwei Untersuchungsregionen betrachtet, wobei wiederum eine Unterscheidung zwischen der Anwerbung von Arbeitern für das Reich und der Beschäftigung vor Ort getroffen wird. Das mag auf den ersten Blick etwas starr wirken, bietet aber einen klar strukturierten Überblick, mit dem vor allem deutlich wird, wo denn die jeweiligen Unterschiede und Gemeinsamkeiten lagen.

Dabei zeigt sich schnell, dass die Besetzungen durchaus unterschiedlich waren. Während in Ober Ost das Militär eine geplante, strikt zentralisierte Musteradministration schaffen wollte, war dem Generalgouverneur Hans von Beseler in Warschau eine Zivilverwaltung beigegeben, die wesentlich mehr Wert auf ein ebenso legalistisches und pragmatisches Vorgehen legte. Die Politik wurde nicht in Berlin gemacht, vor Ort herrschte große Selbständigkeit – die auch genutzt wurde. Ähnliche Aufgaben wurden dabei in den beiden Gebieten unterschiedlich angegangen. Ein gewissermaßen monolithischer Erfahrungsraum im Osten, der einerseits auf koloniale Erlebnisse zurück- und zugleich auf die nationalsozialistischen Verbrechen vorgriff, war nicht zu beobachten. Anders lautende Postulate, wie sie in den letzten Jahren mit größerer Aufmerksamkeit, aber geringerer Belegdichte vor allem Vejas Liulevicius¹ vorgetragen hat, werden hier nicht bestätigt, sondern mehr oder weniger explizit widerlegt: Der Erste Weltkrieg war kein Probelauf, sondern höchstens ein recht weit gefasster, diversifizierter „Erfahrungshorizont“ (S. 319).

W. kann überdies deutlich machen, dass die „Musterverwaltung“ in Ober Ost keinesfalls so erfolgreich war, wie sie sich gerierte. Ganz im Gegenteil kamen bereits zeitgenössische Einschätzungen nach dem Krieg zu dem Ergebnis, dass Warschau mit einem durchwegs konzilianteren Vorgehen, das die Einheimischen zumindest teilweise einband, größere Wirkung bei der Nutzbarmachung des Landes für die deutschen Interessen erzielte. So gab es bis Herbst 1916 keinen Zwang bei der Anwerbung von Arbeitern für das Reich, nicht einmal – wie bisher angenommen – bei jüdischen Kräften. In der zweiten Phase, die auch im Generalgouvernement zu härteren Maßnahmen führte, näherte sich die Politik in den beiden Gebieten an, um sich dann ab Winter 1916 abermals auseinanderzubewegen: Während Ober Ost grundsätzlich auf Zwangsmaßnahmen setzte, war dies weiter südlich im Wesentlichen nur noch bei der Bewirtschaftung von Großgütern zu beobachten.

Diese Strukturgeschichte von oben, die die Perspektive der Einheimischen weitgehend ausklammert, liefert eine minutiöse Rekonstruktion des Wechselspiels zwischen Berlin und den Lokaladministrationen, in der auch die Einflüsse des allgemeinen Kriegsgeschehens, etwa das Hindenburg-Programm, gebührend berücksichtigt werden. Differenziert wird dabei auf das Phänomen der Zwangsarbeit geschaut, das W. mit seiner schlüssigen Definition sinnvoll kategorisiert, um so eine allzu pauschale Qualifizierung jeglicher Beschäftigung unter deutscher Herrschaft als „Zwang“ vorzubeugen. Vor allem im General-

¹ VEJAS LIULEVICIUS: *War Land on the Eastern Front. Culture, National Identity, and German Occupation in World War I*, Cambridge 2000.

gouvernement Warschau war der allergrößte Teil der Arbeit weiterhin frei und die Menschen höchstens temporär einem direkten Zugriff der Besatzer ausgesetzt; auch zahlenmäßig blieb man im Ersten Weltkrieg weit hinter den Gewalt- und Deportationsexzessen der Nationalsozialisten zurück.

Das Buch wartet mit einigen Abbildungen, Tabellen und Karten auf, verzichtet aber leider auf ein Register. Das ist im Grunde aber der einzige Wermutstropfen einer ansonsten ebenso wichtigen wie grundlegenden Untersuchung. Sie zeigt vor allem, wie viel Potenzial eine Beschäftigung mit der so vernachlässigten Ostfront des Ersten Weltkriegs bietet. Es bleibt zu hoffen, dass weitere vergleichende Studien auch die Besatzung durch die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie einbeziehen, deren Rolle als Bündnispartner vor Ort, konkret im Militärgeneralgouvernement Lublin, trotz viel besserer Überlieferungslage noch weitgehend einer Erforschung harret. Das gilt genauso für den Blick weiter nach Osten, wo 1917 in der Ukraine der Einmarsch in ein Land zu beobachten war, das auch 25 Jahre später eine Schlüsselrolle für den „Griff nach der Weltmacht“ spielen sollte. W. hat hierzu bereits ein paar kluge, abwägende Bemerkungen gemacht – aber es bleibt noch viel zu tun. *Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg* kann dafür ein instruktiver Wegweiser sein.

Warszawa

Stephan Lehnstaedt

Verena Buser: Überleben von Kindern und Jugendlichen in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Auschwitz und Bergen-Belsen. (Geschichte der Konzentrationslager 1933-1945, Bd. 13.) Metropol-Verl. Berlin 2011. 318 S., Ill. ISBN 978-3-940938-83-1. (€ 22,-)

Der nationalsozialistische Massenmord an den europäischen Juden schloss auch die Vernichtung jüdischer Kinder und Jugendlicher mit ein. „Das Schicksal der Kinder“, so argumentiert Raul Hilberg, „lässt sich in vier Phasen darstellen. Die erste begann mit den frühen Einschränkungen. Dann folgte das Leben im Getto. Die nächste Stufe war das Aus-sortieren für Deportationen oder Erschießungen. Schließlich sieht man, wie auch Kinder getötet wurden.“¹ Die Internierung und Ermordung von Minderjährigen in Konzentrationslagern gilt als „Höhepunkt nationalsozialistischer Mordpolitik“² und rückte in den letzten Jahren verstärkt in den Fokus wissenschaftlicher Forschung³. In diesen Diskurs reiht sich auch die vorliegende Monografie ein.

Verena Buser untersucht in ihrem Werk, das eine überarbeitete Fassung ihrer Dissertation aus dem Jahre 2009 darstellt, die Alltagsgeschichte von Kindern und Jugendlichen in den Konzentrationslagern Auschwitz, Sachsenhausen und Bergen-Belsen. Hierbei fokussiert die Vf. diejenigen Faktoren, die zum Überleben der Kinder und Jugendlichen beigetragen haben – erwachsene Häftlinge, die Hilfe leisteten, und Initiativen, die von den Minderjährigen selbst ergriffen wurden, um ihre Überlebenschancen zu erhöhen. Ferner stehen Alltagsstrukturen der Kinder und Jugendlichen in den Konzentrationslagern und die Reaktion der Minderjährigen auf diese Lebensrealität im Vordergrund der Arbeit. Als Forschungsgrundlage dienen der Autorin nahezu 100 Zeitzeugenberichte, die sie im Hinblick

¹ RAUL HILBERG: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945, Frankfurt a.M. 2011, S. 157.

² BARBARA DISTEL: Kinder und Jugendliche im nationalsozialistischen Verfolgungssystem, in: EDGAR BAMBERGER, ANNEGRET EHMANN (Hrsg.): Kinder und Jugendliche als Opfer des Holocaust, Heidelberg 1997, S. 53-67, hier S. 53.

³ NICHOLAS STARGARDT: Witnesses of War. Children's Lives under the Nazis, London 2005; BEATE u. SERGE KLARSFELD: Endstation Auschwitz. Die Deportation deutscher und österreichischer jüdischer Kinder aus Frankreich. Ein Erinnerungsbuch, Köln u.a. 2008; IRITH DUBLON-KNEBEL (Hrsg.): A Holocaust Crossroads. Jewish Women and Children in Ravensbrück, London 2010.

auf ihre zentralen Fragestellungen als „die einzigen aussagekräftigen Quellen“ (S. 28) betrachtet. Vor dem Hintergrund ihrer Quellenwahl thematisiert B. die Problematik von Oral History-Zeugnissen als historisch valide Quelle und nähert sich im Sinne Christopher R. Brownings den Gemeinsamkeiten – dem „Kern der geteilten Erinnerung“⁴ – der Selbstzeugnisse an. Hierbei berücksichtigt B. insbesondere die divergenten und instabilen Rahmenbedingungen der Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen in den drei untersuchten Lagern und stellt ihren Analysen jeweils eine Kurzdarstellung dieser Hintergrundinformationen voran, was speziell für Leser und Leserinnen, die mit der Geschichte der Konzentrationslager weniger vertraut sind, von großem Interesse sein kann. „Doch trotz in allen drei Lagern ungleicher Existenzbedingungen,“ so stellt B. fest, „existierten ähnliche Faktoren, die für das Überleben eines Großteils der inhaftierten Minderjährigen maßgeblich waren“ (S. 271). Eine schnelle „Anpassungsleistung“ (S. 272) an die Lagerbedingungen, die Unterbringung in einem Kommando mit leichter Arbeit, die Protektion und Hilfsmaßnahmen erwachsener Häftlinge, „psychische Unterstützungsleistungen“ (S. 274), bestimmte Verhaltensweisen, aber auch schlicht „Glück und Zufall“ (S. 271) konnten B. zufolge dazu beitragen, dass sich die Überlebenschancen der Kinder und Jugendlichen in den Konzentrationslagern erhöhten. „Deutlich wird [jedoch]“, so ihr Fazit, „dass die ehemals minderjährigen Häftlinge individuelle und subjektive Antworten auf die Frage nach den Gründen ihres Überlebens gefunden haben“, so dass sich aus den Zeitzeugenberichten „allenfalls Gemeinsamkeiten“ (S. 271) herausfiltern ließen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass diese – von B. aus der breiten Materialbasis präzise herausgearbeiteten – Faktoren die komplexen Strukturen innerhalb eines Konzentrationslagers deutlich werden lassen und ihr Werk zu einem interessanten und lesenswerten Beitrag innerhalb der Holocaustforschung machen.

Marburg

Magdalena Fober

⁴ CHRISTOPHER R. BROWNING: *Collected Memories. Holocaust History and Postwar Testimony*, Wisconsin 2003, S. 46.

Jan Grabowski: Judenjagd. Polowanie na Żydów 1942-1945. Studium dziejów pewnego powiatu. [Judenjagd. Manhunt for Jews, 1942-1945. Study on the History of a County.] Stowarzyszenie Centrum Badań nad Zagładą Żydów. Warszawa 2011. 262 pp. ISBN 978-83-932202-3-6. (PLN 34,-.)

Judenjagd by Jan Grabowski is another publication discussing the problem of the alleged joint responsibility of Polish society in the extermination of the Jewish population on German occupied Polish territory during World War II. The reviewed study is part of trend in Polish historiography initiated by Jan Tomasz Gross' *Neighbors* in 2001¹ describing the extermination of Jews by Polish peasants and other Polish social groups.

The study by G. discusses events in the Dąbrowa Tarnowska region (powiat), which was inhabited (so the author claims; p. 53) by 5500-6000 Jews before their deportation and by 57 730 Poles according to the 1943 census (p. 39). This historical monograph is the result of a micro-study that cannot form the basis for farther reaching generalisations. However, when reading the reviewed work, it seems that the author aims at proving the thesis that Poles to some extent took part in the genocide of the Jewish nation, which was initiated and consistently controlled until its completion by the Third Reich. Any doubts

¹ JAN T. GROSS: *Sąsiedzi. Historia zagłady żydowskiego miasteczka*, Sejny 2000; English edition: *Neighbors. The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne, Poland*, Princeton 2001.

disappear after reading the Conclusion (p. 169), in which G. refers to an article² in *Der Spiegel*. According to authors thereof, the Holocaust was carried out not only by Germans, but also by their supporters of different nationalities, including Latvians, Lithuanians, Ukrainians, Frenchmen, Belgians and Poles living in Jedwabne or Radziłów. It is, therefore, to be stated clearly that the following facts are true: representatives of one or another nation (for example Latvians or Ukrainians, see p. 58), to some extent, did take part in the extermination of Jews in the areas occupied by Wehrmacht. The thing is, however, that stating this fact leaves aside the complexity of human nature, capable of cruelty or kindness, depending on the type and cultural formation of individual entities and circumstances they were exposed to. In fact, Adolf Hitler and his supporters, being in control of the state machinery of the Third Reich, did not need the permission of the occupied nations to implement the “final solution of the Jewish problem” (“Endlösung der Judenfrage”). It is worth reminding ourselves that long before the aggression of Hitler’s Germany in September 1939, the Nazi regime, without the help of representatives of other nations, had carried out various criminal undertakings.

In the case of the Dąbrowa Tarnowska region, located within the borders of the Generalgouvernement and created by the Third Reich in Polish occupied territory, the living conditions were, in fact, horrible. One could be sentenced to death (p. 75) for helping Jews or providing refuge for them, and this penalty was, indeed, carried out. Apart from that, group responsibility was utilised, so, as a result, not only the person helping Jews but also their whole family or the village population could be punished. In other words, the mass fear visible in Poland facilitated pathological behaviours, in this case, catching extermination survivors hiding in forest bunkers or village buildings.

G. refers to other forms of repression for helping Jews in the area of the Generalgouvernement as well (p. 75); he also mentions the responsibilities forced upon village communities, rural district council heads and borough leaders in the Dąbrowa Tarnowska region connected with catching escaped Jews. These responsibilities included organising the guarding of captured persons “posing a threat to the German nation”. Jews also belonged to this category (p. 73); upon their capture, they had to be delivered to the nearest military police or regular police station. To discourage villagers from freeing Jews being transported to the extermination camps, village authorities were forced to name a few farmers from every village that were to be kept as hostages. All this information is provided the reader of *Judenjagd*, but I consider the phrases “levy en masse” and “cooperation” (p. 85) as inappropriate for describing the participation of villagers in the Dąbrowa County in manhunts for hidden Jews. “Levy en masse” is a term used to describe the general movement of the Polish gentry to fight for the country in pre-Partition times; and “cooperation” is collaboration and voluntary. Therefore, the forced participation of peasants as guards in the manhunts for Jews cannot be considered cooperation with the German occupying forces.

In fact, the participation of villagers in manhunts or the killing of hiding Jews in the region of study constituted only a peripheral activity in this region. Numbers quoted by the author confirm this. As a result of such manhunts in Dąbrowa County in the years 1942–1945, 239 Jews were killed (p. 67); of these 99 murders are attributed by G. to Poles, both to the Blue Police and peasants. The latter committed as many as six murders (p. 69). Although every single death is to be mourned, it must be said that the numbers quoted in no way provide the basis for considering the activity as “cooperation” of the local people with the Nazi occupying forces; even the 99 victims of the *Judenjagd* by Poles constituted a mere 1.65 per cent of total number of Jews inhabiting Dąbrowa County before the initiation of the “Final Solution”.³

² GEORG BÖNISCH, JAN FRIEDMANN, CORDULA MEYER, MICHAEL SONTHEIMER, KLAUS WIEGREFE: *Der dunkle Kontinent*, in: *Der Spiegel* vom 18.05.2009.

³ Assuming that until May 1943, the region was inhabited by 6000 Jews.

The section on Poles helping Jews (pp. 153-168) raises reservations. The author differentiates between disinterested help and paid help; what is significant, though, is that he does not mention the dramatic economic situation in Poland under German occupation. Notabene, it was the raising of prices by the Germans and not greed of Poles that explains the practice of collecting ever larger sums of money from Jews for issuing fake documents to them.⁴ It should not be expected from extremely poor and often starving villagers to provide a refuge for Jews that could lead to a death sentence. The situation in the cities was even more difficult – rationed food meant only a few hundred calories per day, and prices on the black market were horrendous. In fact, helping one Jew involved several people; in the case of 50 to 150 Jews, as in Dąbrowa County (p. 53), hundreds of people had to be involved. How do the numbers presented relate to the alleged “cooperation” of villagers with German occupying forces?

What also raises my doubts as a reviewer is the chapter devoted to the anti-Semitic campaigning of the national camp in Poland in the 1930's. These doubts are not founded in the facts presented therein, namely the increasing radicalism of Polish society before World War II; they are all too well-known. Rather they are on the intentions of the author, who suggests a cause-and-effect correlation between Polish and Jewish animosity before the war and the participation of Poles in the “manhunts for Jews”. In fact, the correlation between pre-war anti-Semitism in Poland and concrete attitude of Poles towards Jews is uncertain. Consider this example: At the end of October 1938, as a result of the so-called “Polenaktion”, i.e. the forced deportation of Jews from the Third Reich a number of 17 000 destitute Polish Jews suddenly found themselves banished to the Second Polish Republic. Over 7000 of them found refuge in the border town of Zbąszyń in the Wielkopolska region. It was a region in which the national camp had significant influence; in January 1939 the National Party (Stronnictwo Narodowe) won the City Council elections in Zbąszyń. Despite this political situation, the Jewish refugees coming from Germany received first help from the local Polish community: from the local authorities, the landed gentry and ordinary citizens.⁵

If the author is looking for a correlation between anti-Jewish agitation on the one side and the manifestation of antisemitism among Poles in Dąbrowa County during World War II on the other, it is remarkable that he has devoted only four sentences to anti-Jewish propaganda (films, magazines, exhibition tours and posters) in Poland by the German occupying forces. There is enough literature available on this topic⁶; what is more, G. himself has contributed to it.⁷ Nazi anti-Jewish propaganda was far more destructive and effective – since it was organised by Germany – than the pre-war agitation of Polish anti-Semites, which was suppressed by Poland, examples of which can be found in *Judenjagd* (p. 27).

⁴ GRZEGORZ BERENDT: *Cena życia – ekonomiczne uwarunkowania egzystencji Żydów po “aryjskiej stronie”* [The Price of Life – Economic Conditions of Existence for Jews “on the Aryan Side”], in: *Zagłada Żydów. Studia i Materiały* 4 (2008), pp. 110-143, here p. 141.

⁵ JERZY TOMASZEWSKI: *Preludium zagłady. Wygnanie Żydów polskich z Niemiec w 1938* [Prelude to extermination. The Exile of Polish Jews from Germany in 1938], Warszawa 1998, pp. 194-200. German edition: *Auftakt zur Vernichtung: Die Vertreibung polnischer Juden aus Deutschland im Jahre 1938*, Osnabrück 2002.

⁶ KLAUS-PETER FRIEDRICH: *Die deutsche polnischsprachige Presse im Generalgouvernement (1939-1945). NS-Propaganda für die polnische Bevölkerung*, in: *Publizistik* 46 (2001), 2, pp. 162-188.

⁷ See, among others, JAN GRABOWSKI: *Propaganda antyżydowska w Generalnej Guberni, 1939-1945* [Anti-Jewish Propaganda in the Generalgouvernement, 1939-1945], in: *Zagłada Żydów. Studia i Materiały* 6 (2010), pp. 117-158.

Apart from the above remarks and reservations, I nevertheless consider *Judenjagd* a valuable and useful work. The study constitutes, in fact, a good illustration of changes in local pathology taking place under German occupation in the area of the Generalgouvernement. It is no accident that the sources for *Judenjagd* constitute the testimonies of witnesses and accused made during post-war trials in connection with crimes committed against Jews. In fact, the proceeding files illustrate only a narrow part of social reality. The events described by G. were not relevant to all levels of society, which is confirmed by the fact that none of the murderers in the Dąbrowa tarnowska were teachers, priests or pre-war landowners, namely the social elite in the Polish village. Village authorities, who usually had no education, should not be considered part of the elite; rather, they were *primus inter pares* among village communities. Those sentenced in post-war Polish trials for crimes committed against Jews were usually persons of incomplete primary education, almost illiterate, and the fact that “most of them did not have any criminal past before the war” (p. 91) proves the efficiency of Nazi propaganda and the moral corruption at the hands of the occupying forces, which persecuted Jews and in doing so tried to prove that their lives were worthless.

Gdańsk

Przemysław Różański

Michael Meng: Shattered Spaces. Encountering Jewish Ruins in Postwar Germany and Poland. Harvard Univ. Press. Cambridge/Mass. u.a. 2011. 351 S., 42 Ill., 4 Kt. ISBN 978-0-674-05303-8. (\$ 35,-)

In this study, Michael Meng explores the story of the material traces of Jewish life in Berlin, Warsaw, Potsdam, Essen, and Wrocław over the postwar period. Focusing mostly on Jewish synagogues and cemeteries, M. connects analyses of urban spaces, historic preservation and memory in intriguing ways. He in turn relates their postwar stories to the evolution of German-Polish-Jewish relations, the growing cultural significance of the Holocaust and the recent rise of what he terms “redemptive cosmopolitanism” (p. 10, *passim*) – meant to provide a sense of closure.

In his first chapter, M. discusses restitution laws and practices, showing how communist Poland and East Germany “never officially returned one single piece of property to its postwar Jewish community” (p. 53). While external pressure made some difference in West Germany, there clearly was no deep societal impetus to return property there either. M. concludes that in this regard societal norms were not that different on the two sides of the Iron Curtain (pp. 58-59). In Chapter Two, M. explains how projects of urban renewal sacrificed Jewish sites: due to the confluent agendas of planners, preservationists, city officials and ordinary citizens, they were “swept away in the euphoria and promise of postwar urban reconstruction” (p. 108). Even though the restorative impulse was much stronger in Warsaw than in the two halves of Berlin that embraced a practical form of modernism, this did not imply significantly different approaches to Jewish spaces.

In Chapter Three, M. broadens his focus to show how in Essen, Potsdam and Wrocław few sites were neglected so thoroughly and destroyed with so little opposition as Jewish ones. Here again, the author demonstrates that due to its selectivity and ethnic biases even the more extensive reconstruction program of Wrocław failed to meaningfully incorporate Jewish sites. In a remarkable case of insensitivity, the monumental and relatively intact synagogue of Essen was transformed into an exhibition hall of industrial products in 1959, only to be turned into an exhibition on “the suffering, persecution, and resistance of the German population as a whole” (p. 203). M. argues that until a revision in the late 1980s, the exhibition in the Essen synagogue repeated the clichés of older anti-fascist interpretations and avoided the question of German involvement in the persecution of Jewish neighbours. In the meantime, Potsdam experienced “noisy” debates about architectural questions but its synagogue was destroyed in “stunning” silence (p. 149). The Polish regime, too, continued to neglect, destroy and even liquidate Jewish cemeteries into the 1980s.

Shattered Spaces argues that after the early postwar decades, German and Poles unexpectedly “went from seeing Jewish sites as worthless rubble to perceiving them as evocative ruins that had to be preserved” (p. 259). The dramatic transformation “from wholesale erasure of the Jewish past to almost frenetic commemoration” (p. 261) that has unfolded in recent decades is the central element of M.’s story. He claims that this transformation was at first largely due to local initiatives. These were then related to broader cultural trends and various transnational shifts ranging from questions of historical consciousness through nostalgia and the new aesthetic appreciation of ruins to the spread of mass tourism. In the eyes of M., Jewish sites previously functioned as haunting wreckages and represented a kind of collective abject, “a discomfiting, polluted, and disdained part of the self” that threatened one’s sense of identity and meaning. Yet due to the interplay of various factors, they now began to trigger “interest, curiosity, nostalgia, recollection, and melancholia” (p. 5).

In this context, Jewish sites increasingly attracted the attention of national politicians and international Jewish leaders. After decades of silence and neglect, they emerged as a transnational issue. In communist-ruled East Germany and Poland Jewish sites also became embedded in political conflicts between regime and opposition and were often part of official attempts to influence international opinion. By 1988, such developments led, among other things, to the increased importance of the anniversaries of the *Kristallnacht* and the Warsaw Ghetto Uprising. At the same time, M. claims that while Eastern German initiatives came mostly from the state, Poland and West Germany produced, in spite of their different regimes, comparable patterns of local initiative and debate (p. 196).

M. notes a “dizzying” increase in interest over the past two decades that gets manifested not only in rebuilding projects but also in the construction of new Jewish spaces – in regions where few Jews live. M. views these commemorative displays of Jewishness and multiethnicity rather critically. In his eyes, they tend to be linked to the self-serving celebration of the “cathartic, redemptive transformation of Germans and Poles into tolerant democratic citizens” where Philosemitism serves as a marker of “successful change from the past” (p. 237). He maintains that new projects often foster a sentimental and exotic image of Jewish culture as “uniquely rich, authentic, and cosmopolitan”, accompanied by mythic understandings of the supposedly harmonious coexistence in the pre-Holocaust era (p. 222). These projects only occasionally involve deeper engagement with the previous destruction, neglect and erasure of Jewish spaces (p. 10). M. also notes that the recent trend of locating Jews in the past “mixed awkwardly with the ongoing rebuilding of Jewish life” (p. 241).

By offering a nuanced history of shifting meanings, perceptions, and interpretations of Jewish sites in a transnational frame that cuts across national, political and local borders, M. challenges some long-held assumptions about the importance of the Cold War divide. He does this without neglecting significant differences between German-Jewish and Polish-Jewish histories and the ways Germans and Poles confronted their historical relationships with Jews, including their different types and varying levels of responsibility and victimhood. Covering a range of management strategies such as denial, suppression, disavowal, acknowledgement, commemoration and recall, the book as a whole unsettles the popular myth that Germany provides the model for successful postwar repair. At one point, M. even claims that Poland “experienced arguably more searing debates about its complicated relationship with Jews than West Germany did” where the “redemptive” discourse on the Shoah became strongly ritualized (p. 157). M. reveals Polish debates as largely triggered by issues such as the competitive sense of Polish victimhood and the soul searching that followed the “anti-Zionist” campaign of 1968.

Shattered Spaces aims to provide a broader social history of memory and an interpretation of the meaning of what is recalled and forgotten in order to go beyond what M. calls the intentional forms of memory (such as memorials or museums) as well as the often employed but rather simplistic stories about suppression and recall. He conceives time as

multilayered and thinks of memory “as an encounter with the past” that becomes “entangled in broader cultural meanings, identities, and narratives” (p. 14). While his efforts in these directions are laudable, M. offers little social historical context and cannot provide much direct evidence on the actual encounters with these Jewish sites in the postwar period – especially its early phase. Even so, *Shattered Spaces* has a fascinating story to tell and is rich in captivating detail. It is also an opinionated history book that ends on a prescriptive note: “the possibility of embracing a violent past exists in [...] triggering multiple and varied cosmopolitan challenges about the collapse of human compassion” (p. 270).

Jena

Ferenc Laczó

Kimberley Elman Zarecor: Manufacturing a Socialist Modernity. Housing in Czechoslovakia, 1945-1960. University of Pittsburgh Press. Pittsburgh 2011. 383 S., 287 Ill., 1 Kt. ISBN 978-0-8229-4404-1. (€ 40,-)

Wer heute die Länder Ost- und Ostmitteleuropas bereist, trifft allenthalben auf die sichtbarsten materiellen Zeugnisse kommunistischer Herrschaft, nämlich auf Stadtteile, die von so genannten Plattenbauten geprägt sind. Sicherlich kann dieses Phänomen auch in Vorstädten Schwedens, Westdeutschlands oder Frankreichs beobachtet werden, nirgends jedoch sind diese Bauten so dominant wie im früheren Einflussbereich der Sowjetunion. Häufig wird diese Typenbauweise mit Einflüssen moderner Strömungen der Zwischenkriegszeit erklärt – besonders hartnäckig hält sich jedoch die Vorstellung von der sowjetischen Provenienz einer in der Regel zudem als monolithisch wahrgenommenen Bauform. Diese Mythen kann Kimberley E. Zarecor in ihrer Arbeit zum Wohnungsbau der Tschechoslowakei vor dem Hintergrund des Versuchs der „Produktion einer sozialistischen Modernität“ (so der treffende Titel des Buches) widerlegen. Sie präsentiert dem Leser das differenzierte Bild einer eigenständigen, wenn auch nicht isolierten tschechoslowakischen Entwicklung. Dabei handelte es sich nicht einfach um einen abrupten Übergang von den „eleganten Formen der Zwischenkriegszeit zu den rohen und schweren Bauten der Nachkriegszeit“ (S. 5). Vielmehr bettet Z. die Entwicklungen in der Architektur in den Kontext der Neuformierung einer Kulturlandschaft ein, in der das Verhältnis „zwischen kreativen Praktiken und technologischem Determinismus“ (S. 5) neu justiert wurde.

In fünf weitgehend chronologisch angeordneten Teilen wird die Entwicklung von 1945 bis zum Ende der 1950er Jahre dargestellt. In einem ersten Teil nimmt die Autorin die unmittelbare Nachkriegszeit bis zur Machtübernahme durch die Kommunisten im Februar 1948 in den Blick. Sie verweist auf personelle Kontinuitäten zur Zwischenkriegszeit, wie sie beispielsweise mit Václav Hlinský und Evžen Linhart gegeben waren: Als politisch links stehende Architekten spielten sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine prominente Rolle und waren Sieger des Architektenwettbewerbs zum Bau eines Kollektivhauses mit 292 Wohneinheiten in Litvínov, das aus Kostengründen jedoch erst in den 1950er Jahren realisiert wurde. Das bedeutendste Projekt während des Zweijahrplanes war jedoch das Modellwohntwicklungsprogramm, das in Brüx (Most), Kladno und Mährisch Ostrau (Ostrava) zur Errichtung neuer Wohngebiete mit bereits stark standardisierten Gebäuden führte.

Im zweiten Teil analysiert Z. die Entwicklung von Standardisierung und Typisierung im Wohnungsbau. Die kommunistische Machtübernahme führte bereits im Juni 1948 zur Verstaatlichung der stark diversifizierten tschechoslowakischen Bauindustrie. Für Design und Entwicklung war der neu geschaffene Firmenzweig Stavoprojekt verantwortlich. Die ausgehenden 1940er Jahre waren von einer sich verschärfenden Wohnungsnot geprägt, der man mit Hilfe des massenhaften Baus von standardisierten Typenbauten begegnen wollte. In diesem Bereich konnte man sich auf die Erfahrungen des Baťa-Konzerns aus der Zwischenkriegszeit stützen, der in Zlín bereits vor dem Krieg standardisierte Fabrikgebäude, Schlafquartiere, Schulen, Einkaufszentren und Ähnliches errichtet hatte. Die Tschechoslowakei entwickelte sich nach 1948 zu dem europäischen Land mit der größten Bedeutung

von Typenbauten: So wurden Gebäude der T-Serie ab 1950 im ganzen Land errichtet, bereits im ersten Jahr wurde mit dem Bau von 17 000 Wohneinheiten begonnen.

Der dritte Teil widmet sich dem sozialistischen Realismus in der Tschechoslowakei, der hier als „Sorela“ bezeichnet wurde. Für diesen Stil ist ein großer Einfluss der Sowjetunion nicht von der Hand zu weisen, die Autorin verweist jedoch auf die Komplexität des Phänomens, das auch an klassizistische Strömungen der Moderne aus den 1920er Jahren angeknüpft und nationale Elemente aufgenommen habe. Zudem kam es Anfang der 1950er Jahre zu einem Generationenwechsel in den Architekturbüros, der die Einführung des neuen Stils begünstigte. Als prominenteste Beispiele dieses Stils können das Hotel Internacional in Prag (Praha) sowie der Ostrauer Stadtteil Poruba genannt werden. Die Vf. führt in diesem Kapitel bedeutende Beispiele aus der Sowjetunion an, auch ein vergleichender Blick auf die zur gleichen Zeit entstandenen „Stalinstädte“ in der DDR (Eisenhüttenstadt) und Polen (Nowa Huta) hätte hier gelohnt.¹

Dem herausragenden tschechoslowakischen Vertreter der Sorela, Jiří Kroha, ist der vierte Teil gewidmet. Kroha hatte sich bereits in der Zwischenkriegszeit als linker Vertreter des Modernismus einen Namen gemacht, nach 1948 war er aktives Parteimitglied und federführend an Bauprojekten im slowakischen Nová Dubnica und in Ostrau beteiligt. Er war der wohl am stärksten von einer sozialistischen Vision nach sowjetischem Vorbild erfasste Architekt, in seinen Projekten lässt sich aber durchaus auch eine tschechoslowakische Note ausmachen. Die Entstalinisierung setzte seiner Karriere 1955 ein Ende.

Der letzte Teil befasst sich mit der Industrialisierung des Wohnungsbaus und dem Siegeszug der Plattenbauweise. Z. verweist ausführlich auf die Erfahrungen, die bei Baťa, aber auch in den USA und anderen Ländern bereits in der Zwischenkriegszeit gesammelt wurden, um dann auf die Entwicklung in der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg einzugehen. Dabei wird deutlich, dass von einem Druck seitens der Sowjetunion nicht gesprochen werden kann; vielmehr konnte die tschechoslowakische Bauindustrie auf wesentlich größere Erfahrungen und eine bessere materielle Ausgangsbasis verweisen als die sowjetische Bauindustrie. Das Institut für Fertigteilgebäude experimentierte in den 1950er Jahren in Gottwaldov, Prag und Brünn (Brno) mit den vier postulierten Entwicklungsphasen des industriellen Wohnungsbaus. 1954 wurden in Gottwaldov erste Prototypen eines als G-Serie bezeichneten Plattenbaus (panelák) errichtet. Mit der Errichtung von mehreren Fabriken zur Produktion der Betonfertigteile setzte dann ab Ende der 1950er Jahre der Siegeszug dieser Bauweise ein.

Nur wenig gibt es an diesem mit reichhaltigem Bildmaterial versehenen und einem Sachindex erschlossenen Band auszusetzen. So ist die Autorin bisweilen etwas nachlässig in ihrer Differenzierung der beiden deutschen Nachbarstaaten, wie beispielsweise die Karte auf Seite XIV zeigt. Bei der Analyse der Ursprünge des standardisierten Typenbaus kommt es zudem zu kleineren Redundanzen in den Kapiteln zwei und fünf hinsichtlich der bei Baťa in der Zwischenkriegszeit gesammelten Erfahrungen. Insgesamt tut dies der faszinierenden Studie jedoch keinen Abbruch. Sie endet mit den ausgehenden 1950er Jahren und verweist in einem Epilog auf die in der Tschechoslowakei gerade in den späten 1960er und 1970er Jahren entstehenden großen Trabantenstädte aus Typenbauten, wie der ab 1974 in Bratislava errichtete Stadtteil Petržalka. Diese weitere Entwicklung hat zwar eine filmische Verarbeitung mit Vera Chytilová's *Panelstory* von 1979 gefunden, harrt aber weitergehender wissenschaftlicher Untersuchungen.

Frankfurt (Oder)

Jan Musekamp

¹ Vgl. DAGMARA JAJEŠNIAK-QUAST: *Stahlgiganten in der sozialistischen Transformation. Nowa Huta in Krakau, EKO in Eisenhüttenstadt und Kunčice in Ostrava*, Wiesbaden 2010.

Dariusz Stola: Kraj bez wyjścia? Migracje z Polski 1949-1989. [Land ohne Ausweg? Migrationen aus Polen 1949-1989.] Instytut Pamięci Narodowej u.a. Warszawa 2010. 535 S., Ill. ISBN 978-83-7629-2380.

In seiner Arbeit beschäftigt sich Dariusz Stola mit der Außenmobilität der Polen in den Jahren der kommunistischen Herrschaft, worunter er das zeitlich begrenzte oder dauerhafte Verlassen des eigenen Landes versteht. Der Anfangspunkt der Untersuchung wurde auf das Jahr 1949 festgelegt, weil erst seit diesem Jahr die polnischen Machthaber vollständig die Kontrolle über die Grenzen ausüben konnten. Die besprochenen Themen sind breit gefächert. Sie reichen von der Ausreisewelle der polnischen Juden (vor allem in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre, 1955-1957 und 1968-1971) und der Vertreter der deutschen Minderheit (vor allem 1956-1958, 1971-1972 und 1975-1979) bis zu den zeitlich begrenzten Reisen (auch denjenigen, die gewinnorientiert erfolgten). St.s Anliegen besteht darin, auch die zeitlich begrenzte Form der Migration, die seines Erachtens in der polnischen Historiografie bisher zu wenig berücksichtigt wurde, zu beleuchten.

Der Autor behandelt das Thema in einem breiten Kontext – so wird u.a. auch das Verhalten der jeweiligen polnischen Regierungen analysiert. Es ist ihm zuzustimmen, wenn er betont, dass eine derart festgelegte Untersuchung viel über die Natur des politischen Systems der Volksrepublik Polen aussage. In kleinerem Maße berücksichtigt er auch die Haltung des jeweiligen Gast- bzw. Aufnahmestaates, die natürlich für die Entscheidungen der Ausreisewilligen von fundamentaler Bedeutung war. Unverkennbar – und fruchtbar – ist die Präferenz des Autors für die so genannte „Mesoebene“ (S. 21). Darunter versteht er die netzwerkartigen Beziehungen zwischen den bereits Ausgereisten und den Familien- bzw. Bekanntenkreisen in der alten Heimat.

Die Quellenbasis der Arbeit ist umfangreich: Neben amtlichen Dokumenten, allen voran der Passbehörden, werden zahlreiche Erinnerungen der Akteure berücksichtigt. St. greift auch auf theoretische Überlegungen zurück, ebenso vergleicht er die Migration aus Polen mit jener aus anderen Gebieten (z. B. aus Lateinamerika oder den Philippinen). Die Darstellung wird in einer gut lesbaren Sprache präsentiert, die mit den einzelnen Schicksalen auch sensibel umzugehen weiß. Es tauchen immer wieder interessante, kaum bekannte Einzelheiten auf. Auch die eigenen Beobachtungen des Autors als Zeitzeugen fließen in die Darstellung ein. Im Anhang werden in mehreren Tabellen detaillierte Zahlenangaben präsentiert.

Es lohnt sich, näher auf einige Einzelheiten in der Schilderung einzugehen. So stellte z.B. die Passpolitik der Stalinzeit ein Element der Sowjetisierung Polens dar. Ihre Liberalisierung 1956 ging aber auf das Betreiben der sowjetischen Führung zurück. Nikita Chruschtschow höchstpersönlich soll 1958 davon ausgegangen sein, dass „voraussichtlich in 10 Jahren“ die Grenzen der Ostblockstaaten geöffnet werden, und „jeder wird reisen können“ (S. 92).

Da die Ausreise der Juden und der Deutschen mit finanziellen Zugeständnissen seitens Israels bzw. Westdeutschlands verbunden war, nahm das Verhalten der volkspolnischen Behörden die Züge des Menschenhandels an. Allerdings, präzisiert St. in Bezug auf die 1970er Jahre, betrieb die BRD keinen Menschenhandel, sondern „eher kaufte sie diese Menschen [Ausreisewilligen] aus der Unfreiheit auf“ (S. 243).

Die Entscheidung auszureisen basierte auf vielen Motiven. Dazu zählte der Zustand „vielschichtiger Deprivation“, in welcher sich die autochthone Bevölkerung in der Volksrepublik infolge der Politik der kommunistischen Behörden befand (Zitat S. 69, vgl. auch S. 257). Ein weiteres Motiv war die Existenz personeller Netzwerke zwischen der Bevölkerung in Westdeutschland und den Ausreisewilligen in der Volksrepublik. So wurden z.B. Mitte der 1960er Jahre jährlich etwa 4,7 Millionen Briefe aus Westdeutschland nach Polen geschickt; in umgekehrter Richtung waren es fünf Millionen. Infolge mehrerer Ausreisewellen vergrößerte sich die Anzahl von Verwandten in der BRD. Dadurch entstanden „transnational social spaces“, denen St. die größte Bedeutung beimisst (S. 196). Schließ-

lich bildeten die komfortablen Aufnahmebedingungen für Deutschstämmige in der BRD einen weiteren wichtigen Entscheidungsfaktor für die Migration.

Einen Sonderfall stellte die Emigration von jüdischstämmigen Personen in den Jahren 1968-1971 dar. Dabei wurden nicht selten Menschen zur Ausreise gezwungen, die sich mit dem Polentum identifizierten und zum kommunistischen Machtapparat gehörten. Beachtenswert ist der Hinweis des Vf., dass sich viele von ihnen nicht wegen der antisemitischen Kampagne – die Mitte 1967 begann und im März 1968 ihren Höhepunkt erlebte – zur Ausreise entschieden hätten, sondern als Reaktion auf die militärische Intervention der Warschauer-Pakt-Staaten in der Tschechoslowakei im August 1968. Offensichtlich verkörperte dieses Ereignis für sie das Ende aller Hoffnungen auf die Selbstbehauptung des kommunistischen Systems.

Schließlich bespricht St. die letzte große Migrationswelle zu Zeiten der Volksrepublik nach der Einführung des Kriegsrechts im Dezember 1981. Mehrere Faktoren trugen dazu bei, dass sie derart massive Züge annahm. Zu ihnen gehörte der Druck der Machthaber auf die Oppositionellen, das Land zu verlassen, die starke wirtschaftliche Krise, aber auch die Sympathiewelle im Westen für die Polen. Die Lockerung der Passvorschriften im Dezember 1988 brachte die Kontrollfunktion des Staates praktisch zum Erliegen. In den Jahren 1987-1989 nahmen die zeitlich begrenzten Reisen, die lediglich den Handel bzw. den Schmuggel zum Zwecke hatten, „unglaubliche Ausmaße“ an (S. 376). Für viele Beteiligte waren sie „die erste Schule des freien Marktes“ (S. 382).

Alles in allem: Es handelt sich um eine beachtenswerte Leistung und ein materialreiches Buch, dessen Lektüre zu empfehlen ist.

Berlin

Bernard Wiaderny

Die Tschechoslowakei und die beiden deutschen Staaten. Hrsg. von Christoph Buchheim, Edita Ivanickova, Kristina Kaiserova und Volker Zimmermann. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, Bd. 10; Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 36.) Klartext-Verl. Essen 2010. 282 S., graph. Darst. ISBN 978-3-8375-0452-1. (€ 29,95.)

Dieser Sammelband ist das Ergebnis einer gleichnamigen Tagung der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, die bereits 2003 im slowakischen Smolenice stattgefunden hat und um die Beiträge von Pertti Ahonen und Tomáš Vilímek ergänzt wurde.

Die Tschechoslowakei grenzte von 1949 bis 1989 an zwei deutsche Staaten. Der Band beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten des deutsch-deutsch-tschechoslowakischen Verhältnisses wie z.B. mit seiner Einordnung in den bipolaren Ost-West-Konflikt, den Wirtschaftsbeziehungen, der tschechoslowakischen Propaganda oder der Außenpolitik aller drei Länder. Das Münchener Abkommen und die darauffolgende Zerschlagung der Tschechoslowakei determinierte nach 1945 die Politik der tschechoslowakischen Regierung gegenüber den beiden deutschen Staaten. Die Beneš-Dekrete schufen die Voraussetzung für die 1945 von den Alliierten im Potsdamer Abkommen gebilligte Ausweisung der deutschen Minderheit aus der Tschechoslowakei und belasteten vor allem die westdeutsch-tschechoslowakischen Beziehungen nachhaltig. Nach dem Zerfall des Ostblocks und der Konstituierung der Tschechischen Republik beeinträchtigte die Auseinandersetzung um die Beneš-Dekrete und ihre Folgen das deutsch-tschechische Verhältnis. Erst die Deutsch-Tschechische Erklärung vom 21. Januar 1997 konnte die Spannungen ausräumen, indem beide Seiten erklärten, „ihre Beziehungen nicht mit aus der Vergangenheit herrührenden politischen und rechtlichen Fragen [zu] belasten“¹ und so ihre Verantwortung anerkannten.

¹ Vgl. <http://www.bundestag.de/kulturundgeschichte/geschichte/gastredner/havel/havel2.html> (19.12.2011), Abschnitt IV.

Hans Lemberg beschäftigt sich in seinem Beitrag mit den deutsch-deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen 1949-1989 in ihren Konstanten und Wendepunkten. Eines der Problemfelder, das dieses Beziehungsgefüge beeinflusste, war die Sicherheitspolitik. In Bezug auf das Münchener Abkommen ergaben sich Unterschiede: Während in den Beziehungen zu der DDR diese Frage für beide Seiten positiv gelöst wurde, erfolgte die Verständigung mit der BRD stufenweise und wurde endgültig erst 1973 durch die Nichtigkeitsformel besiegelt. Das Problem der Beneš-Dekrete besteht jedoch weiter. Die Sudetendeutschen wurden zu einem gewichtigen Faktor der deutsch-tschechisch-slowakischen Beziehungen. Pertti Ahonen konzentriert sich auf die Rolle der Vertriebenen und ihrer Organisationen in der west- und ostdeutschen Politik gegenüber der Tschechoslowakei. Der große Einfluss von Vertriebenenorganisationen wie der Sudetendeutschen Landsmannschaft wurde zu einem großen Hindernis für die Entwicklung geregelter Beziehungen zwischen der BRD und den osteuropäischen Staaten. Anders war die Situation in der SBZ bzw. DDR, wo den Vertriebenenorganisationen infolge des sowjetischen Einflusses nur eine begrenzte Repräsentation zugestanden wurde. Wie Ahonen anführt, waren die Vertriebenen in der DDR "condemned to silence" (S. 47). Die Studie von Jaroslav Kučera befasst sich mit den umfangreichen vermögensrechtlichen Ansprüchen der Tschechoslowakei, d.h. mit dem Problem von Reparationen und Restitutionsansprüchen aus Deutschland, der Entschädigung der tschechoslowakischen Opfer nationalsozialistischer Verfolgung sowie mit einigen Forderungen, bei denen es sich nicht um Reparationen handelt. Die Tatsache, dass die Tschechoslowakei keine diplomatischen Beziehungen zur BRD unterhielt, wirkte sich negativ auf die Entschädigung der Opfer nationalsozialistischer Verfolgung aus, die in den 1950er Jahren aus dem ursprünglichen Paket von Reparationsforderungen herausgenommen wurden. Laut Kučera legte aber die kommunistische Führung in Prag selbst ihre eigentumsrechtlichen Ansprüche gegenüber Deutschland *ad acta*. Volker Zimmermann beschäftigt sich mit den wechselnden Bündnissen zwischen der DDR und ihren beiden östlichen Nachbarn in den 1950er und 1960er Jahren. Gottfried Niehart unterscheidet drei Ebenen in den Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei in den späten 1960er und 1970er Jahren: die Ebene der Stabilitäts- und Friedenspolitik, der Versöhnungspolitik sowie der Revisionspolitik durch friedlichen Wandel. Versöhnungspolitik bezog sich dabei auf die Vergangenheit, Stabilitäts- und Friedenspolitik auf die Gegenwart und Revisionspolitik auf die Zukunft. In ihrer Komplexität habe sich, so der Autor, die Ostpolitik erheblich von anderen Varianten westlicher oder östlicher Entspannungspolitik unterschieden.

Christoph Buchheim stellt fest, dass die ČSR durch die Handelsstrukturen im RGW jahrzehntelang stark begünstigt worden sei. Dies habe jedoch nicht verhindert, dass die tschechoslowakische Volkswirtschaft zunehmend marode geworden sei, was sich spätestens in den 1960er Jahren in einer permanenten Wirtschaftskrise zeigte. Die Hauptschuld hieran trug die sozialistische Planwirtschaft, die natürlich auch den Rahmen für die Außenwirtschaftsbeziehungen bildete. Mit der Wende holten die Tschechoslowakei und ihre Nachfolgestaaten dann in Riesenschritten den im Westen seit Jahrzehnten stattfindenden Prozess der Globalisierung nach, was zu einer gewaltigen Intensivierung der wirtschaftlichen Kontakte zur BRD als dem wirtschaftlich potentesten Nachbarland führte. Christoph Boyer untersucht die Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Tschechoslowakei und der SBZ/DDR (1945-1989). Dabei versteht er unter „Wirtschaftsbeziehungen“ den Außenhandel in Kombination mit Spezialisierungs- und Kooperationsbeziehungen sowie die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit. Tomáš Vilímek vergleicht die ökologischen, ökonomischen, politischen und moralisch-sozialen Ursachen des Systemzusammenbruchs in der Tschechoslowakei und der DDR 1989, da diese beiden Länder gegen Ende der 1980er Jahre – trotz der für die DDR spezifischen Komponente der deutsch-deutschen Beziehungsgeschichte – einige Ähnlichkeiten aufwiesen. Sowohl in der DDR als auch in der ČSSR wurde eine „Strategie der weichen Pläne“ (S. 176) entwickelt, die den Unternehmen möglichst weit entgegenkam. Der Feststellung des tschechischen Historikers Miroslav

Vaněks, wonach die „ökologische Krise gegen Ende des Jahres 1989 sogar bedrohlicher war als die wirtschaftliche“ (S. 167), ist laut Vilimek voll und ganz zuzustimmen. Die Beiträge von Miroslav Kunštát und Vladimír Handl widmen sich der Außenpolitik zwischen der Tschechischen Republik und dem wiedervereinigten Deutschland und den Faktoren, welche diese Beziehungen beeinflusst haben. Eduard Nižnanský zählt das Münchener Abkommen zu den Ereignissen, die die tschechoslowakische Politik im 20. Jh. am nachhaltigsten geprägt haben: Es habe die Außenpolitik beider Nachfolgestaaten auch noch nach dem Zerfall der Tschechoslowakei in den 1990er Jahren beeinflusst – und dies bis zu ihrer Eingliederung in die NATO und in die EU. Nach 1948 traf der Faktor „München“ in der tschechoslowakischen Politik auf unterschiedliche Resonanz, wobei Innen- und Außenpolitik nicht eindeutig getrennt werden konnten, da sich die politischen, ideologischen und propagandistischen Ebenen überschneiden. In den 1950er Jahren wurde dieses Ereignis am intensivsten thematisiert und funktionalisiert.

Der vorliegende Band erläutert viele Aspekte der deutsch-deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen in vergleichenden Darstellungen. Wie die Hrsg. selbst anführen, entsprechen die meisten Aufsätze dem Forschungsstand von 2004 bzw. 2005. Dennoch lassen sich auf ihrer Grundlage neue Forschungen zu weiteren Aspekten der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen anregen.

Marburg

Stanislava Kolková

Transmission de la mémoire allemande en Europe Centrale et Orientale depuis 1945.

Spuren deutscher Identität in Mittel- und Osteuropa seit 1945. Hrsg. von Dorle Merchiers und Gérard Siary. (Convergences, Bd. 61.) Lang, Bern u.a. 2011. LVI, 382 S., Ill., Kt., fremdsprach. Zufass. zu jedem Aufsatz. ISBN 978-3-0343-0655-3. (€ 66,90.)

Die verbliebenen deutschsprachigen Minderheiten in Ost- und Ostmitteleuropa haben in den letzten Jahren einiges wissenschaftliches Interesse erfahren. Im Mittelpunkt stand dabei häufig der Themenkomplex „Flucht und Vertreibung“¹, der in der medialen Öffentlichkeit noch immer eines der bestimmenden Themen mit Blick auf das Verhältnis Deutschlands zu seinen östlichen Nachbarn bildet. Die Debatten darüber werden nach wie vor bisweilen kontrovers geführt. Die interdisziplinäre wissenschaftliche Beschäftigung damit hat demgegenüber weitgehend zu differenzierteren Betrachtungsweisen und Erklärungsmustern gefunden. In diesem Kontext ist überwiegend auch der von der mit zahlreichen Arbeiten zu Christa Wolf und Siegfried Lenz hervorgetretenen französischen Literaturwissenschaftlerin Dorle Merchiers und ihrem Kollegen Gérard Siary herausgegebene Tagungsband zu verorten. Er versammelt die Beiträge einer internationalen Konferenz – neben französischen und deutschen waren daran auch Wissenschaftler aus den behandelten ost- und ostmitteleuropäischen Ländern beteiligt –, die bereits Ende 2006 in Montpellier stattgefunden hat und nach der Tradierung deutscher Identität durch literarische Werke, aber auch durch Filme und Architektur fragte.

Anhand des Bandes werden exemplarisch einige Herausforderungen zweisprachiger Publikationen deutlich. Eines der Problemfelder liegt im Verhältnis der beiden Sprachen zueinander. Die aufgrund der Titelwahl zu erwartende Ausgewogenheit von französisch-

¹ Für eine kontextualisierend-analytische Anwendung des Begriffspaars plädierte zuletzt MATHIAS BEER: *Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen*, München 2011. Einen wichtigen und instruktiven, problem- und erinnerungsgeschichtlich orientierten, jedoch oft polemisch zuspitzenden und die Heterogenität der bestehenden Diskurse bisweilen verkennenden Beitrag liefern EVA HAHN, HANS HENNING HAHN: *Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte*, Paderborn u.a. 2010; siehe dazu auch die Rezension von MAREN RÖGER, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 60 (2011), S. 114-116.

und deutschsprachigen Beiträgen löst der Band nicht ein. Von 24 Aufsätzen sind 18 in Französisch verfasst. Auch die Abschnittsüberschriften sowie Einleitung und Zusammenfassung der Hrsg. liegen nur in französischer Sprache vor. Bereits an der Titelwahl zeigt sich das Problem der Übersetzung, wenn aus dem komplexen Bedeutungsgeflecht von „Gedächtnis“ und „Erinnerung“ („mémoire“) im deutschen Titel „Identität“ wird – sicher gehören diese Begrifflichkeiten eng zusammen, austauschbar sind sie nun aber doch nicht. Auch die Übertragung von „transmission“ in „Spuren“ ist diskutierbar, zumal die Hrsg. in ihrer Einleitung selbst mehrfach von den „traces de la mémoire allemande“ sprechen und man vielleicht besser diesen Titel auch für die französische Variante gewählt hätte. Positiv hervorzuheben ist demgegenüber der Abdruck inhaltlicher Zusammenfassungen in französischer, deutscher und englischer Sprache – allerdings bleibt unklar, warum die französischsprachigen Zusammenfassungen in der Reihenfolge der Beiträge, die deutsch- und englischsprachigen jedoch in der alphabetischen Reihenfolge der Autorennamen angeordnet sind. Die formale Gestaltung der einzelnen Beiträge etwa in der Zitierweise unterscheidet sich bisweilen stark, ein häufig bei zweisprachigen Bänden anzutreffendes und wohl letztlich nicht befriedigend lösbares Problem. Eine sinnvolle Ergänzung hätte ein Register dargestellt, da einzelne Autoren und Themen in mehreren Beiträgen angesprochen werden. Aus Sicht des deutschen Rezipienten, zumal des Nichtgermanisten, wären zudem genauere Informationen über die Verfasser der Beiträge interessant gewesen.

Diesen Einwänden zum Trotz erweist sich die inhaltliche Ausgestaltung der „Spurensuche“ als größtenteils anregend und perspektivenreich, wenn auch in ihren Wertungen oft sehr zugespitzt. Sie wird in vier Abschnitten vorgenommen, nicht alle Beiträge sollen hier zurecht angesprochen werden. Der erste Teil des Bandes widmet sich Fragen von „Mémoire et histoire“, wobei sich die darunter versammelten Aufsätze eher um „Geschichtspolitik“ drehen. Pascal Fagot etwa befasst sich mit der *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa* der 1950er und 1960er Jahre und deren politischen Hintergründen. Laëticia Michel analysiert die deutschen und polnischen Debatten um das „Zentrum gegen Vertreibungen“ des Bundes der Vertriebenen, allerdings eben nur bis Ende 2006. Bleibt die Kritik an den „organisierten Vertriebenen“ hierin in Stil und Sprache noch ausgewogen, schießt der Beitrag von Earl Jeffrey Richards über das Ziel hinaus und bietet wenig mehr als undifferenzierte Pauschalurteile gegen von ihm identifizierte „neue Apologeten“ bzw. eine „neue Apologie der Vertriebenen“ (S. 66 u.a.) (es soll nicht verschwiegen werden, dass er darunter auch den Betreuer des Dissertationsprojektes des Rezensenten subsumiert). Hier kann die Kritik an einem früheren Beitrag des Wuppertaler Romanisten übernommen werden, demzufolge dessen Ausführungen „derart eindimensional [seien], dass seine Befunde kaum mehr sind als die Negativfolie für autoritär-aufgeklärte Werturteile des Verfassers. [...] Statt zu fragen, wird immer alles schon gewusst.“²

Der weitaus größte Teil des Bandes ist unter der Überschrift „Mémoire et littérature“ im engeren Sinne literaturwissenschaftlich ausgerichtet und versammelt insgesamt 13 Beiträge. Diese widmen sich in der Hauptsache den Werken von Autoren, die aus den Vertreibungsgebieten stammen, untersuchen aber auch den Umgang mit der „deutschen Vergangenheit“ in der polnischen und tschechischen Literatur der Nachkriegszeit (Karol Sauerland, Xavier Galmiche, Petra James). Der Abschnitt ist in drei kleinere Themenkomplexe unterteilt: Die „Inventaires“ nähern sich der Forschungsfrage über die Betrachtung größerer Textkorpora, die „Études des cas“ versammeln Fallstudien zu Olga Tokarczuk (Hans-Joachim Hahn), Horst Bienek (Adolf Höfer), Siegfried Lenz (Merchier)

² MICHAEL SCHWARTZ: Rezension zu: ELKE MEHNERT (Hrsg.): *Landschaften der Erinnerung. Flucht und Vertreibung aus deutscher, polnischer und tschechischer Sicht*, Frankfurt a.M. u.a. 2001, in: *H-Soz-u-Kult* vom 26.04.2002, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/ZG-2002-057> (18.01.2012), S. 1 f. der PDF-Fassung.

und Erwin Wittstock (Patrice Neau), und die Rubrik „Cartographies et Intertextes“ fragt nach den Beziehungen von Landschaft und Identität, wobei besonders die Bukowina bedacht wird (Herta Luise Ott, Marie Lehmann).

Der kürzere dritte Abschnitt greift das Konzept der „Erinnerungs-“ bzw. „Gedächtnisorte“ auf und wendet es etwa auf den Fürst-Pückler-Park Bad Muskau an. Catherine Robert konstatiert, dass mit der Neugestaltung seit Beginn der 1990er Jahre ein grenzüberschreitender Erinnerungsort geschaffen worden sei, der als Brücke zwischen deutscher und polnischer Bevölkerung dienen könne. Zahlreiche teilweise farbige Abbildungen unterstützen die Aussagen. Der abschließende vierte Abschnitt widmet sich ebenfalls zeitgenössischen Themen und untersucht aktuelle Identitätsdebatten. Olga Šmídová zeigt darin am Beispiel der deutschen Minderheit in Tschechien, wie offizielle Deutungsangebote und persönliche historische Erinnerung auseinanderklaffen können. Auch für den Historiker ergeben sich hier – wie im gesamten Band – zahlreiche fach- und länderübergreifende Bezugspunkte und Perspektiven, wenngleich manche Wertung diskutabel bleibt.

Chemnitz

Martin Munke

Anzeigen

*Paulus Kyr: Die Gesundheit ist ein köstlich Ding. Ein ins Deutsche, Rumänische und Ungarische übersetzter und mit zeitgenössischen Bildern versehener und kommentierter Nachdruck des Gesundheitslehrbuchs des Kronstädter Arztes Paulus Kyr, Corona, Transylvaniae, 1551. / Sanitatis studium ad imitationem aphorismorum compositum item alimentorum Uires Breuiter et ordine alphabetico posita. Hrsg. von Robert Offner. Schiller. Hermannstadt – Bonn 2010. 383 S., Ill. ISBN 978-3-941271-33-3. (€ 19,-,-) – Die Erforschung der Nahrungskultur in der Renaissance hat mit einigen grundlegenden Vorläufern in den 1990er Jahren im letzten Jahrzehnt zu einer Fülle neuer Publikationen geführt. Mit unterschiedlichen Schwerpunkten auf der sozialen und repräsentativen Bedeutung von Nahrung und ihrer Darstellung in Kunst und Literatur standen dabei zumeist die klassischen europäischen Kernregionen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Weitaus heterogener scheinen die Nahrungskulturen jedoch in den transkulturellen Randgebieten gewesen zu sein, die in jüngster Zeit zunehmend wissenschaftlich untersucht werden. Ein wesentlicher Schritt zur vergleichenden Erforschung der Nahrung in den unterschiedlichen europäischen Regionen stellt die Edition von Quellen dar. Das Gesundheitsbuch des Kronstädter Stadtphysikus Paulus Kyr, das nun erstmals in einer Faksimile-Ausgabe des lateinischen Originaltexts – ergänzt durch Übersetzungen ins Deutsche, Ungarische und Rumänische und drei kürzere einleitende Hintergrundartikel – vorliegt, wirft Licht auf den Stand des Wissenstransfers im Bereich der Gesundheitspflege in Transsylvanien zur Mitte des 16. Jh. Das gerade einmal 83 Seiten umfassende *Sanitatis studium* wurde als Lehrbuch für das Kronstädter Gymnasium verfasst und stellt eine Anthologie des gesammelten Renaissancewissens auf dem Gebiet von Gesundheit und Nahrung dar. K., der 1510 in Kronstadt – also im direkten Spannungsfeld zwischen Habsburger und Osmanischem Reich – geboren wurde, später in Wien und Padua studierte und in Ferrara promovierte, fasst die Gesundheitslehre für seine Schüler in denkbar einfache Worte: Krankheit ist die Folge einer fehlerhaften Lebensweise. Durch eine Balance der gegenläufigen physischen und psychischen Triebe sowie durch ausgleichende Nahrung könne die verloren gegangene Harmonie wiederhergestellt werden. Der Nahrung schenkt er entsprechend der allgemein verbreiteten Säftelehre größte Aufmerksamkeit. Nahrungslisten bilden zweifelsohne den interessantesten Teil von K.s Buch. Hier finden sich Zitrusfrüchte, Datteln, Granatäpfel, Gewürze und Nüsse, die aus dem Nahen Osten importiert wurden, neu im transsylvanischen Gartenbau eingeführte Gemüsearten wie den Gartenkürbis und auch wildwachsende regionale Nahrungsmittel. Inwieweit die angeführten exotischen Lebensmittel tatsächlich in der Alltags- und Festnahrung der verschiedenen Stände und Nationen verbreitet waren, bleibt weiterführenden archäologischen, alltags-, wirtschafts- und sozialgeschicht-*

lichen Untersuchungen überlassen. Einblicke in das alltägliche Menü geben vor allem die angeführten Suppen und Getreidegetränke (Wassermel, Tunke von alten Hähnen, Fisch-, Kleie- und Kohlbrühe), wildwachsende Pflanzen (Brennnessel, Rapunzel-Glockenblume, Rauke) sowie die neben purem Fleisch erwähnten Lebensmittel tierischer Herkunft (Drüsenfleisch, Hirn, Eingeweide, Knochenmark, Füße, Schnäbel, Hoden, Ohren). Erst vergleichende Analysen werden zeigen können, inwieweit K.s Ratschläge zur Gesundheitspflege – etwa der empfohlene Verzehr von Spatzenhirn zur Steigerung der Libido – dem regionalen oder dem allgemeinen Wissensschatz der Renaissancezeit entstammten. Die zahlreichen dem Band beigefügten zeitgenössischen Bilder aus ganz unterschiedlichen Regionen setzen das transsylvanische Gesundheitsbuch visuell bewusst in einen europäischen Rahmen. Register zu den im lateinischen Originaltext verwendeten Wörtern, Krankheiten, Nahrungsmitteln und Personen- und Ortsnamen schließen den Band ab.

Tallinn

Ulrike Plath

Brückenschläge. Daniel Ernst Jablonski im Europa der Frühaufklärung. Hrsg von Joachim Bahlcke, Bogusław Dybaś und Hartmuth Rudolph. Stekovics. Döbel 2010. 439 S., zahlr. Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-89923-259-2. (€ 24,90.) – Wenn einem Berliner Hofprediger und Konsistorialrat, der gewiss ein gelehrter und interessanter Mann, aber keine historische Persönlichkeit ersten Ranges gewesen ist, ein derartiger Prachtband gewidmet wird, so müssen wissenschaftsgeschichtliche und politische Gründe zusammentreffen. Es bot sich an, Daniel Ernst Jablonski (1660-1741), den vielsprachig gewandten Theologen, als Vorläufer des modernen Europagedankens zu präsentieren, weil er zu seinen Lebzeiten in Länder ausgriff, die heute zu den Randbereichen Europas gehören. Jablonski hatte böhmische Vorfahren, war in Polen-Litauen geboren, hatte in England studiert und korrespondierte mit Briefpartnern in aller Welt. Seine Verbindungen reichten von Russland bis England und von Skandinavien bis Griechenland. Selbst für China und den Koran interessierte er sich. Er gründete in Zusammenarbeit mit Gottfried Wilhelm Leibniz 1700 die Berliner Akademie der Wissenschaften. Jablonski wollte das Zeitalter der konfessionellen Streitigkeiten im Geiste der Aufklärung überwinden. Der Hofprediger einer reformierten Dynastie war in Personalunion Bischof der polnischen Brüder-Unität und trat für einen geistigen Austausch zwischen allen christlichen Kirchen einschließlich denjenigen in England und in Russland ein. Er wollte vor allem die beiden protestantischen Hauptrichtungen, die Reformierten und die Lutheraner, ökumenisch zusammenführen. Außerdem hat er sich für die Minderheit der reformierten Christen in Südost- und Osteuropa eingesetzt. Er war Wissenschaftsorganisator, Kirchenhistoriker, Bibeleditor, Orientalist und Sprachwissenschaftler, ein universaler Geist. Er genoss den Ruf eines vorzüglichen Predigers, der mit seiner Obrigkeit niemals in Konflikt geriet, abgesehen von einer kurzfristigen Suspendierung vom Dienst, die er seinem verschlüsselten Briefwechsel mit einem renitenten ungarischen Diplomaten zu verdanken hatte.

Das angezeigte Buch ist der deutschsprachige Katalog einer Tafelausstellung, die anlässlich des 350. Geburtstages von Jablonski in Berlin und zeitgleich in Polen gezeigt wurde, später in Prag und in Hannover. Das Unternehmen, die Biografie dieses markanten Vertreters frühbarocker Gelehrsamkeit in die Geschichte Europas einzubetten, kann als gelungen bezeichnet werden, nicht zuletzt dank der opulenten Ausstattung des Bandes mit Abbildungen, Karten, einem Glossar zur Erläuterung der verwendeten Termini und einem Register. Hervorzuheben sind diejenigen Beiträge, die kurz, aber prägnant den zeitgenössischen Rahmen setzen. Rudolf Vierhaus schildert „Kultur, Wissenschaft und Gesellschaft in Europa um 1700“; Karsten Gehrke stellt unter dem Titel „Europäische Großmacht, protestantische Schutzmacht“ den Aufstieg Brandenburg-Preußens nach dem Dreißigjährigen Krieg dar, während Joachim Bahlcke sich der gelehrten Kommunikation im Europa der Frühaufklärung widmet. Ob es gelingt, diesen multikulturellen Gelehrten und sein Eintreten für Völkerverständigung, Toleranz und Minderheitenschutz als Protagonisten des künftigen Europa im öffentlichen Bewusstsein dauerhaft zu verankern, mag man bezweifeln, aber ein Gewinn für die Geschichtswissenschaft ist dieser inhaltsreiche Band auf alle Fälle.

Vaihingen

Otto-Heinrich Elias

Regionale Geschichtskultur. Phänomene – Projekte – Probleme aus Niedersachsen, Westfalen, Tschechien, Lettland, Ungarn, Rumänien und Polen. Hrsg. von Joachim Kuropka. (Geschichte. Forschung und Wissenschaft, Bd. 37.) Lit. Berlin u.a. 2010. 232 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-643-10790-9 (€ 29,90.) – Der von dem in Vechta lehrenden Historiker Joachim Kuropka herausgegebene Band widmet sich der Geschichtskultur, die insbesondere dann eine breitere Öffentlichkeit anzusprechen vermag, wenn deren Lebensumfeld auch in lokal- oder regionalpolitischer Hinsicht betroffen ist. Kontroverse Diskussionen über historische Phänomene können der Region, Landschaft oder Stadt zudem eine interessante Prägung verleihen und die dort lebenden Menschen deren spezifischen Charakter nachempfinden lassen. Die 16 Beiträge verdeutlichen dies beispielhaft mit Phänomenen, Projekten und Problemen aus Deutschland, Polen, Tschechien, Lettland, Ungarn und Rumänien. Der seit den 1970er Jahren diskutierte Begriff der Geschichtskultur wird, so Kuropka, in den regionalen und lokalen Ausprägungen dann bedeutsam, wenn eine Kontroverse darüber in aktive Kulturarbeit mündet. Für eine Region ergeben sich dadurch Alleinstellungsmerkmale, die sie „interessant“ und gegebenenfalls touristisch vermarktbar machen. Tomasz Fałęcki schildert den Namenswandel von Straßen, Plätzen und Denkmälern in Kattowitz (Katowice) im 19. und 20. Jh. Der Wandel ist ein sichtbarer Beleg für die politische Instrumentalisierung lokaler Geschichtskultur in der oberschlesischen Stadt, wie die seit dem 19. Jh. stark vertretenen Namen des preußischen Herrscherhauses zeigen. Nach 1922 wurden die Straßennamen polonisiert oder bekamen polnische Äquivalente, so wurde beispielsweise die nach der Königin Luise benannte Gasse zugunsten der Königin Hedwig, polnisch Jadwiga, umbenannt. 1939 wurden diese Änderungen äußerst zielstrebig wieder rückgängig gemacht. Nach 1945 erfuhren die Namensgebungen erneut eine Revision, die darin gipfelte, dass die gesamte Stadt von Katowice in Stalinogród umbenannt wurde.

Dass der Dom von Osnabrück kein Museum ist und die Domschatzkammer ihre Pretiosen nur bis zum jeweils nächsten liturgischen Gebrauch publikumswirksam präsentiert, beschreibt Hermann Queckensstedt in seinem Beitrag zu „Projekten“. Mit dem seit 2000 bestehenden Kulturforum Dom wird Einheimischen ebenso wie Besuchern die Geschichtskultur der Domgemeinde nahe gebracht. Das Konzept richtet sich an kirchenferne Zeitgenossen, Kinder und all jene, die sich von der reichen Vergangenheit, aber auch der Glaubensgegenwart in diesem Gotteshaus ansprechen lassen wollen.

Drei Beiträge behandeln auf unterschiedliche Weise „Probleme“, die sich in den westlichen Landesteilen des heutigen Polen als Folge der Grenzverschiebung an die Oder-Neiße-Linie ergeben. Hieronim Szczegółka spricht das Problem des gemeinsamen kulturellen Erbes in den Westgebieten Polens an. Hier handelt es sich um materielle Hinterlassenschaften, mit denen sich die zugewanderte polnische Bevölkerung nicht identifizieren kann. Das politische System verbot eine Wertschätzung der Kulturdenkmäler und das nun dort lebende „Volk“ hatte keine Kenntnis von ihnen. Erst mit dem Jahr 1989 begannen sich Ansichten zu verbreiten, die in dem Gebiet kulturelle Güter von europaweiter Bedeutung zu schätzen und auch zu schützen wissen, eine Aufgabe, die Polen und Deutsche verbinde. Czesław Osękowski analysiert die Barrieren der gesellschaftlichen Integration nach dem Zweiten Weltkrieg in den so genannten „wiedergewonnenen Gebieten“, die hauptsächlich aus dem Verhältnis der Angesiedelten zu ihrem neuen Wohnort entsprangen. Die Mehrheit der alteingesessenen Bewohner erkannte die Oder-Neiße-Grenze nicht an, während die Zugezogenen überwiegend dafür waren. Nach regionaler und lokaler Identität im sich vereinigenden Europa aus der Perspektive der polnisch-deutschen Versöhnung fragt Bernadetta Nitschke in ihrem Beitrag, der ebenfalls in der Nachkriegsgeschichte beider Länder ansetzt. Eine Chance, das sich in Gleichgültigkeit verwandelnde gegenseitige Misstrauen vergangener Jahrzehnte zu überwinden, sieht die Autorin durch Annäherungen auf lokaler Ebene, beispielsweise durch Städtepartnerschaften.

Insgesamt bieten die Beiträge einen interessanten Überblick über regionale geschichtskulturelle Themen, wobei das westliche Polen und das nördliche Deutschland den Schwerpunkt bilden. Die singulären Aufsätze zu Tschechien, Lettland, Ungarn und Rumänien stehen in der räumlichen Gewichtung etwas hinten an.

Marburg

Antje Coburger

Lukáš Novotný: Vergangenheitsdiskurse zwischen Deutschen und Tschechen. Untersuchung zur Perzeption der Geschichte nach 1945. (Extremismus und Demokratie, Bd. 19.) Nomos. Baden-Baden 2009. 269 S. ISBN 978-3-8329-4248-9. (€ 39,-) – Das vorliegende Buch über das historische Bewusstsein von Tschechen und Deutschen ist die überarbeitete Version einer Dissertation, die Lukáš Novotný im Jahre 2008 an der Universität Chemnitz verteidigt hat. Es beruht auf der Analyse von fünfzig anonymisierten, strukturierten Intensivinterviews, die N. mit Einwohnern der Euregio Egrensis, also im tschechisch-bayerischen Grenzgebiet, geführt hat. Im einleitenden Kapitel spezifiziert er seine theoretischen Ausgangspunkte; er charakterisiert seine Methode und definiert die für seine Arbeit zentralen Fachbegriffe („Vergangenheitsdiskurs“, „Geschichtsbewusstsein“, „Vergangenheitsbewältigung“ u.a.). In einem weiteren Teil des Buches rekapituliert er die Entwicklung der tschechisch-deutschen Beziehungen vom Jahr 1918 bis in die Gegenwart. Weil er dabei die Aufmerksamkeit vor allem auf die tschechische Geschichte richtet, wird diese Bilanz vermutlich eher den deutschen Lesern willkommen sein. Es drängt sich allerdings die Frage auf, warum N. der Darstellung der tschechischen und der deutschen Geschichte überhaupt einen so breiten Raum widmet – fast genau so viel wie seinem eigentlichen Thema. Dieses besteht in der Analyse des historischen Bewusstseins der Bewohner des bayerisch-tschechischen Grenzgebiets. N. untersucht die einzelnen Elemente dieses Bewusstseins – das Wissen über die tschechische und die deutsche Geschichte und über die Geschichte der gegenseitigen Beziehungen, die Beurteilung der für das 20. Jh. wesentlichen historischen Ereignisse und nicht zuletzt die symbolische Bedeutung der Grenze und das Bild vom jeweils Anderen. Das kollektive historische Gedächtnis wird hier von der Geschichte des 20. Jh. dominiert, und zwar überwiegend von den negativen Ereignissen. Die Analyse verzeichnet nach 1989 eine gewisse positive Verschiebung in der Bewertung einiger historischer Prozesse – zum Beispiel in Bezug auf die Vertreibung/Zwangsaussiedlung auf tschechischer Seite. Trotzdem hat sich eine Reihe von Stereotypen in der Bewertung des Anderen bis heute gehalten; dem Autor zufolge aber basieren viele „Feindbilder“, die sich Deutsche und Tschechen geschaffen haben, auf der fälschlichen Verallgemeinerung von realen Erlebnissen. N. selbst interpretiert das gewonnene Material sehr vorsichtig und lässt sich nicht zu übereilten Generalisierungen verführen; im Besonderen zieht er in Erwägung, dass die Aussagen der Interviewpartner auch durch ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation sowie durch ihre soziale Stellung bedingt sind.

Die Ergebnisse der Analyse überraschen im Großen und Ganzen wenig; was eher erstaunt, sind manche Detailkenntnisse. Eine davon betrifft die kollektive Identität. Auf tschechischer Seite ist das Bewusstsein von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Region im Vergleich zur bayerischen Seite wesentlich geringer ausgeprägt. Das ist gewiss in erheblichem Ausmaß auf den Umstand zurückzuführen, dass das Grenzgebiet auf tschechischer Seite nach 1945 neu besiedelt wurde. Bei den Tschechen ist für gewöhnlich eine eindeutig nationale kollektive Identität gegenüber dem regionalen Zugehörigkeitsgefühl vorherrschend, wohingegen in Deutschland eine starke Bindung an die Region oder an das Land weiter besteht. Gleichzeitig jedoch betont der Vf., dass trotz der vielen Einschränkungen und Observationen im Laufe der Jahrzehnte bei den dort lebenden Bürgern eine authentische Grenzland-Identität entstanden ist. Interessant ist auch die Feststellung, dass die Bevölkerung die so genannte „Sudetendeutsche Frage“ weder an der tschechischen noch an der deutschen Grenze für ein aktuelles politisches Problem hält.

Brno

Milan Řepa